



zur debatte

6/2018

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



9
Bayerns Umweltminister Dr. Marcel Huber sprach das Grußwort der Bayerischen Staatsregierung



10
Die Laudatio auf den Preisträger: Patricia Espinosa Cantellano, Generalsekretärin der UN-Klimakonvention



12
Kardinal Reinhard Marx hielt das Schlusswort bei der Verleihung des Romano Guardini Preises



13
Prof. Dr. Hermann Rumschöttel referierte über Bundeswehr und militärische Erinnerungskultur



19
Ist Sokrates schuldig?, fragte Prof. Dr. Katja Maria Vogt beim Philosophischen Meisterkurs



35
Prof. Dr. Mathias Mayer analysierte das Katholische in der Faust-Wette



37
Einen Vergleich der Wetten bei Faust und im Buch Hijob zog Prof. Dr. Ludger Schwienhorst-Schönberger



43
Prälät Dr. Peter Klasvogt sprach zur Gestalt des Priesterlichen in bewegter Zeit

Romano Guardini Preis 2018 an Ottmar Edenhofer



Fotos (35): Robert Kiderle

Über den Preis freuten sich neben Professor Ottmar Edenhofer (2.v.l.) Kardinal Reinhard Marx, Laudatorin

Patricia Espinosa Cantellano, Umweltminister Dr. Marcel Huber und Dr. Florian Schuller (v.l.n.r.).

Der Potsdamer Klimaforscher Ottmar Edenhofer (56) hat den Romano-Guardini-Preis der Katholischen Akademie Bayern erhalten. Die mit 10.000 Euro dotierte Auszeichnung wurde dem Wirtschaftswissenschaftler am 4. Juli 2018 bei einem Festakt mit mehr als 200 Gästen verliehen. Der Preis würdigt Professor Edenhofers Verdienste als Politikberater, öffentlicher Mahner und Mitarbeiter im

Weltklimarat. Umweltschützer und Industrielle schätzten ihn gleichermaßen, begründete Akademiedirektor Dr. Florian Schuller die Auszeichnung. Der Preis ist nach dem Religionsphilosophen und Theologen Romano Guardini (1885 - 1968) benannt. Sie finden im Folgenden die Reden des Festaktes und Fotos zur Veranstaltung.

Das Ende der Geschichte?

Ottmar Edenhofer

Im Jahr 1989 wurden die Risse in der Berliner Mauer unübersehbar – eine friedliche Revolution hat sie schließlich niedergeworfen. Es schien so, als hätten Demokratie und Marktwirtschaft den Wettbewerb der Systeme endgültig für sich entschieden. Man wähte das Ende der ideologischen Auseinandersetzungen – das Ende der Geschichte, wie Francis Fukuyama meinte, – zum Greifen nahe. Mit diesem Sieg, dachte man, hätte auch die europäische Aufklärung endgültig den Sieg davongetragen.

Es dauerte nur ein Jahr, bis ich aus diesem Traum aufgeschreckt wurde, wenn ich ihn denn je geträumt habe: Ich war – durch eine Vielzahl überraschender, aber keineswegs zufälliger Ereignisse – Leiter der Flüchtlingshilfe der Jesuiten in Kroatien und Bosnien geworden, die später mein Freund Pater Martin Maier weiterführte. Mitten in Europa wurde ich in einen Krieg hineingeworfen, dessen Ursache ich zu erfassen versuchte. Die Zeichen des Zusammenbruchs der staatlichen Ordnung, Vertreibung, Plünderung und Vergewaltigung waren überall zu sehen. In die Flüchtlingslager kamen täglich traumatisierte Menschen. Nie werde ich vergessen, wie eines Morgens in der Hafenstadt Split aus einem Schützenpanzer eine junge Frau kletterte, die wenige Stunden vorher mit ansehen musste, wie ihre Kinder von Nachbarn massakriert wurden, während sie selbst von UN-Truppen in letzter Minute gerettet worden war. Wir kümmerten uns damals um Lebensmittellieferungen, richteten Beratungsstellen für Frauen ein, die vergewaltigt worden waren, der kroatische Provinzial der Jesuiten unterstützte mit

unserer Hilfe ein muslimisches Krankenhaus. Ich war dankbar, dass ich in diesen Jahren inmitten des nationalistischen und ethnischen Wahnsinns, der sich überall breit machte, für eine Institution arbeitete, die ihre Identität gerade nicht in der nationalen oder ethnischen Abgrenzung sucht, sondern an die menschliche Würde appelliert, die allen Menschen gemeinsam ist, die also im wahrsten Sinne des Wortes katholisch ist. Es war eine Wohltat, in diesen Jahren mit der Jesuitenkurie in Rom zusammenzuarbeiten. Meine antirömischen Affekte wurden damals erheblich domestiziert.

Der Jugoslawienkrieg in den 90er Jahren zeigte mir, dass der Fortschrittsautomatismus der Moderne nicht zutreffend sein kann: Denn ich begann rasch zu begreifen, dass die ethnischen Konflikte und Bürgerkriege nicht Zeichen einer nachholenden Entwicklung sind, sondern die Signatur des beginnenden 21. Jahrhunderts werden sollten. Wenige Ereignisse in meinem Leben haben mich so verstört, meine Gewissheiten so sehr erschüttert, wie die beiden kurzen Jahre, die ich für die Bosnien- und Kroatienhilfe der Jesuiten gearbeitet habe. Die Frage nach den Gründen für Gewalt, die traumatischen Wirkungen ethnischer Säuberung, die Einsicht, dass Menschen nur foltern, wenn sie dafür ausgebildet werden, sowie der Zusammenbruch zivilisatorischer Standards sind für mich immer noch unverstandene und ungelöste Fragen. Damals gab es den Begriff der politischen Emotionen noch nicht, aber mir wurde klar, dass Gewalt, Wut und Hass der Entfesselung durch die Politik bedürfen, um massenwirksam zu werden. Diese

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben! / Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt, / Und wo ihr's packt, da ist's interessant.“

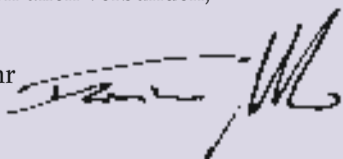
So heißt es bekanntlich im Vorspiel von Goethes „Faust“. Im ersten Halbjahr 2018 gab es nun in München ein Faust-Festival mit mehr als 500 Veranstaltungen. Auch wir waren dabei und stellten drei unterschiedliche Veranstaltungen auf die Beine – eine theologische Reflexion über den Teufel, einen Durchgang durch die literarische Geschichte der „Gotteswette“ und dabei einen Vergleich mit dem biblischen Job sowie eine theatralische Präsentation von Fauststücken, die vor Goethe im Umlauf waren. In dieser Ausgabe der „debatte“ haben wir die Dokumentation zu allen drei Abenden zusammengefasst.

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben! / Und wo ihr's packt, da ist's interessant.“ Dieser Satz des Theaterdirektors im „Faust“-Vorspiel könnte auch sehr gut einem Akademiedirektor als Impuls dienen. Denn das ist doch dessen schöne Aufgabe: ins „volle Menschenleben“ zu greifen und das dann Gepackte „interessant“ zu präsentieren. Jede Ausgabe unserer Zeitschrift bestätigt dies aufs Neue. So ist auch diesmal der Bogen weit gespannt. Von den geistlich-theologischen Gründen nachhaltiger Lebenspraxis anlässlich der Verleihung des Romano Guardini Preises 2018 zur militärischen Traditionspflege, von Zugängen zur Lyrik Reiner Kunzes über neueste Dokumentarfilme bis zur Begegnung mit einem schriftstellernden Schauspieler, von der philosophischen Reflexion der juristischen Haltbarkeit des Sokrates-Prozesses in Athen bis zu Fragen priesterlicher Existenz.

Was allerdings unsere eigenen Positionen bei den genannten Themen angeht, wollen wir es ein wenig anders halten als Goethe. „In bunten Bildern wenig Klarheit, / Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit, / So wird der beste Trank gebraut, / Der alle Welt erquickt und aufbaut“, heißt es bei unserem Dichterfürsten. Wir hoffen, dass Sie unser debattierte „Trank“ auch diesmal „erquickt und aufbaut“, obwohl wir für mehr „Klarheit“ sorgen wollen, weniger „Irrtum“ und auch mehr als nur ein einziges „Fünkchen Wahrheit“.

Mit dieser Zuversicht beende ich nach 18 Jahren mein letztes Editorial, bedanke mich bei unserem Chefredakteur Dr. Robert Walser für sein souveränes Arbeiten, wünsche meinem Nachfolger Prof. Dr. Achim Budde sowie der ganzen Akademie eine gesegnete Zukunft und bleibe Ihnen allen verbunden,

Ihr



Dr. Florian Schuller

Entfesselung der Gewalt bedarf der Rechtfertigung entlastender Denksysteme. Die Akademien der Wissenschaften lieferten diese Pseudogründe ebenso, wie Professoren und Intellektuelle bereit waren, nicht nur abscheuliche Gewalttaten zu rechtfertigen, sondern an ihrer strategischen Planung mitzuwirken. Wenn ich damals zwischen Frankfurt, Split und Tuzla pendelte, tauchte ich in Welten ein, die zwei Flugstunden auseinander lagen und doch kaum voneinander wussten – ja auch nichts wissen wollten. Das intellektuelle und politische Deutschland, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nahm diesen Krieg hin und verschwendete nicht viele Gedanken auf diese Tragödie an der Peripherie unseres Kontinents.

Was hat das mit meiner Tätigkeit heute zu tun? Wer sich die Dynamik des Klimawandels der letzten 15.000 Jahre vor Augen führt, begreift schnell, dass wir die Betriebsweise unseres Erdsystems in einem Ausmaß und in einer Geschwindigkeit verändern, die für das Zeitalter des Holozäns ohne historisches Vorbild ist. Die steigende globale Mitteltemperatur zeigt bereits ihre unumkehrbaren Wirkungen: Steigender Meeresspiegel, heftiger werdende Zykone, Dürren und Überschwemmungen führen bereits heute dazu, dass Menschen ihre angestammte Heimat verlassen. Knappe Wasserressourcen, Dürren sowie Einbruch der Agrarproduktion verschärften den Konflikt in Syrien. Die Fidschi Inseln oder Kiribati werden einen erheblichen Teil ihres Staatsgebietes verlieren, zunehmende Fluten versalzen ihre fruchtbaren Böden. In ethnisch fragmentierten und polarisierten Gesellschaften steigt das Risiko von Konflikten und Gewaltausbrüchen erheblich, wenn der Klimawandel zuschlägt. Meine Erfahrungen in Bosnien haben mir gezeigt, wie dünn der zivilisatorische Firn ist und wie schnell Zivilisationen zusammenbrechen können – selbst zwei Flugstunden von München entfernt.

Man kann sich heute den Ruf als Realpolitiker in der Flüchtlingspolitik erwerben, wenn man Härte gegen Migranten und Flüchtlinge fordert. Diese vermeintlichen Realpolitiker verweigern sich jedoch der Wirklichkeit: Europa kann die Kriege im Nahen Osten ebenso wenig ignorieren wie die ethnischen Konflikte und die Folgen des Klimawandels in Afrika und anderen Teilen der Welt. Wer glaubt, man könne Flüchtlinge und Migranten vor allem mit militärischen Mitteln an den Außengrenzen abwehren, hat die Dimension des Problems nicht einmal im Ansatz verstanden. Herausforderungen dieses epochalen Ausmaßes können nur durch einen geordneten Multilateralismus gemeistert werden, der Fluchtursachen bekämpft, für ein menschenwürdiges System der Aufnahme von Geflüchteten sorgt und die Lasten der Migration fair verteilt. Wenn Europa seine Identität bewahren will und nicht untätig zusehen möchte, wie es die Kontrolle verliert, muss es sich diesen humanitären Herausforderungen stellen. Es ist für mich eine große Ermutigung, dass die beiden Kirchen in Deutschland, dass Sie, verehrter Kardinal Marx, und dass Papst Franziskus mit aller Klarheit an die Maßstäbe erinnern, die für Christen in der Politik gelten sollten.

I. Klima, Kohle, Kapital

Wie kann man den Klimawandel begrenzen? Diese Frage hat mich in der vergangenen Dekade am meisten beschäftigt. Die vielleicht wichtigste Vorbereitung für diese Tätigkeit war das Projekt „Global, aber gerecht“, das wir zusammen mit der Hochschule für Philosophie im Auftrag von Misereor und



Prof. Dr. Ottmar Edenhofer hielt ein sehr engagiertes Plädoyer für den Klimaschutz.

der Münchner Rück durchgeführt haben. Als die Anfrage kam, war ich skeptisch. Das Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung (PIK) war ein Institut naturwissenschaftlicher Positivisten; Religion galt daher als sicheres Zeichen eines mangelnden Intelligenzquotienten. Aber die katholische Kirche glied für die meisten meiner Kollegen schon so sehr einem „Alien“, dass nach einer ersten Begegnung das gegenseitige Interesse wuchs. Die Ironie der Geschichte: leidenschaftliche Agnostiker, überzeugte Atheisten, heimliche Sympathisanten und natürlich Jesuiten arbeiteten für Misereor; die Münchner Rück-Stiftung war für alle Beteiligten eine Rückversicherung, dass sich die weltanschaulichen Gewichte nicht zu sehr zugunsten einer Seite verschoben.

Auch wenn das Buch „Global, aber gerecht“ medial kein großer Erfolg war, so kann doch seine Rolle für die Enzyklika *Laudato si* kaum überschätzt werden. Der damalige Chef von Misereor, Josef Sayer, veranstaltete im Vatikan eine Reihe von Tagungen zum Thema „Armut, Klimawandel und Ungleichheit“. Kardinäle und Bischöfe aus aller Welt diskutierten über dieses Thema.

Das war auch dringend nötig, denn es gab einflussreiche Kardinäle wie George Pell, die den menschengemachten Klimawandel rundweg bezweifelten. Die Vorstellung, der Mensch könne und solle das Weltklima steuern, war für sie Ausdruck neuzeitlicher Hybris.

Aber als in diesen Konferenzen die Bischöfe des Südens die Folgen des Klimawandels darstellten, wurde auch im Vatikan vielen deutlich, dass sie das Thema nicht weiter verdrängen konnten. Die Wissenschaft hat mit geradezu überwältigender Evidenz gezeigt, dass der Mensch durch die Abholzung der Wälder und die Verbrennung fossiler Energieträger für den Anstieg der globalen Mitteltemperatur verantwortlich ist. Je größer die Wahrscheinlichkeit eines gefährlichen Klimawandels ist und je geringer die Kosten, einer Katastrophe rechtzeitig zu begegnen, umso mehr lohnt sich ambitionierter Klimaschutz. Mit anderen Worten: Auch wenn es Zweifel über das Ausmaß der Klimaschäden gibt, sollte man lieber handeln. Was Wirtschaftswissenschaftlern aus der Entscheidungstheorie geläufig ist, ist Theologen und Kardinälen aus der Moraltheologie bekannt. Denn gerade das



Der Preisträger mit P. Dr. Andreas Batlogg SJ im Park der Katholischen Akademie.



Vor der Veranstaltung fand eine gut besuchte Pressekonferenz statt. Patricia Espinosa Cantellano und Ottmar Edenhofer, flankiert von Akademie-

direktor Dr. Florian Schuller und der Dolmetscherin Christa Zander, standen den Medienvertretern Rede und Antwort.

tutoristische Moralsystem spricht sich für die Maxime „in dubio pro lege“ aus, im Zweifelsfall solle man das ethisch restriktivere, vorsichtiger Gebot für richtig halten und ihm folgen. Wer sich davon exkulpieren will, müsse gute Gründe in Anschlag bringen. Die Klimaskeptiker bleiben diese guten Gründe bis heute schuldig – innerhalb sowie außerhalb des Vatikans.

Durch meine ersten sieben Jahre am PIK wurde ich für meine spätere Tätigkeit im Weltklimarat gut vorbereitet: Ich konnte mir einen umfassenden Überblick über den Forschungsstand verschaffen, ich lernte Menschen auf allen Kontinenten kennen und begriff, dass das fundamentale Problem der Klimapolitik nicht nur die wissenschaftlichen Fakten sind, sondern Konflikte um Weltanschauungen und Werte. So entwickelte ich mit einem meiner Kollegen philosophische Überlegungen, die helfen sollten, die Konflikte um Werte und Weltanschauungen rational zu durchdringen. Es würde hier zu weit führen, unsere Auseinandersetzungen mit dem Positivismus und dem Pragmatismus ausführlich dazustellen, aber für mich war eine philosophische Grundausbil-

dung ein unentbehrliches Rüstzeug im Umgang mit Konflikten. Das war im Weltklimarat dringend nötig.

Fakten und Werte können nämlich nicht so fein säuberlich getrennt werden, wie sich das der logische Positivismus vorstellt. Wir mussten nicht nur die gesamte wissenschaftliche Literatur sichten, sondern Landkarten erstellen, die Politikern gangbare Wege zu Begrenzung des Klimawandels aufzeigen sollten. Mehrere hundert Alphiatere, Sonderlinge, tatsächliche Genies und solche, die sich selbst unter Genieverdacht stellten, mussten ermuntert, beruhigt, erheitert und unterhalten werden. Sie alle brachten mich an die Grenzen meiner psychologischen und pädagogischen Fähigkeiten und rangen mir eine neue Hochachtung vor Erziehern, Sozialpädagogen und Lehrern ab. Gemeinsam mit den anderen Vorsitzenden des Weltklimarates musste ich mit 194 Staaten die Zusammenfassung für Entscheidungsträger verhandeln und im Konsens verabschieden: Der permanente Schlafentzug, anhaltender Druck, Drohungen und Lockungen stellten meine physische und psychische Kraft auf eine harte Probe. Ich habe geflucht, geklagt

und gelitten. Aber am Ende war es geschafft: Wir hatten die wissenschaftlichen Grundlagen für das Abkommen von Paris im Jahr 2015 gelegt.

Die Einsichten des Weltklimarates lassen sich einfach zusammenfassen: Es steht der Menschheit nur noch ein begrenztes Kohlenstoffbudget zur Verfügung, wenn der Klimawandel begrenzt werden soll. Wir bräuchten nicht einmal eine Klimapolitik, wenn die fossilen Ressourcen im Boden – Kohle, Öl und Gas – kleiner wären als der Deponieraum der Atmosphäre. Steigende fossile Ressourcenpreise würden dafür sorgen, dass die Menschheit auf den Pfad der klimapolitischen Tugend gezwungen wird. Die globalen fossilen Ressourcenmärkte würden die Klimapolitik ersetzen. Leider ist die Realität eine andere: Wir haben etwa 15.000 Gigatonnen Kohle, Öl und Gas im Boden. Die globalen Ressourcenmärkte werden daher das Klimaproblem nicht lösen. Dem Klimaproblem kann nur durch einen internationalen Vertrag erfolgreich begegnet werden, der die Nutzung des verbleibenden Deponieraumes in der Atmosphäre regelt. Diese grundlegende Einsicht, dass die Atmosphäre ein



In der ersten Reihe saßen als Mitglieder der Akademieleitung Herzog Franz von Bayern, Edda Huther, Dr. Hildegard Kronawitter und Domdekan Dr. Lorenz

Wolf (v.l.n.r.). Außerdem ganz links Kardinal Friedrich Wetter und Abtpräses Jeremias Schröder OSB aus St. Ottilien (3. von re.).



Die Mitarbeiterinnen unserer Hauswirtschaft hatten das Rednerpult mit Blumen geschmückt.

Themen „zur debatte“

Editorial	2
Romano Guardini Preis 2018 an Ottmar Edenhofer	
Das Ende der Geschichte? Ottmar Edenhofer	1
Begrüßung der Festgäste Florian Schuller	6
Grußwort der Bayerischen Staatsregierung Marcel Huber	9
Laudatio auf den Preisträger Patricia Espinosa Cantellano	10
Schlusswort aus Anlass der Verleihung des Romano Guardini Preises 2018 an Professor Ottmar Edenhofer Reinhard Kardinal Marx	12
Akademiegespräch Tradition suchen oder Tradition schaffen?	
Bundeswehr und militärische Erinnerungskultur im 21. Jahrhundert Hermann Rumschöttel	13
„System Error“ und „Elternschule“ DOK.fest 2018: zwei Filme in der Akademie	18
Philosophischer Meisterkurs 2018 Ist Sokrates schuldig? Katja Maria Vogt	19
Im Herzen barfuß Zur Lyrik von Reiner Kunze Meine Zugänge zur Lyrik von Reiner Kunze Erich Garhammer	23
Young Professionals im Jahr 2018	26
Faust!-Festival München 2018 Mephisto theologisch Gibt es den Teufel wirklich?	27
Eine Wette zu dritt? Gott – Mensch – Teufel. Hijob und Faust im Vergleich Wie ‚katholisch‘ ist die Wette in Goethes Faust? Mathias Mayer	35
Wie kann der Satan dem Menschen Gott austreiben? Ijob und Faust – ein Vergleich Ludger Schwienhorst-Schönberger	37
Sommernacht der Künste Faust vor Goethe	40
Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding Hanns Zischler	41
Bayerischer Priestertag 2018 Prälat Peter Klasvogt Zur Gestalt des Priesterlichen in bewegter Zeit Peter Klasvogt	43
Impressum	42



Professoren-Gespräch im Park: die Kirchenhistoriker Franz-Xaver Bischof und Manfred Weitlauff sowie Richard Heinzmann. Der Theologe war viele Jahre Mitglied der Akademieleitung.



Abtpräses Jeremias Schröder OSB aus St. Ottilien (li.) wurde von Prior Dr. Timotheus Bosch OSB begleitet. Sie verweilten länger im Gespräch mit dem

ehemaligen evangelischen Landesbischof Dr. Johannes Friedrich – seines Zeichens Träger des Ökumenischen Preises der Akademie – und dessen Frau Dorothea.



Annette Schavan, bis kurz vor der Veranstaltung deutsche Botschafterin beim Heiligen Stuhl, der frühere bayerische Wissenschaftsminister

Dr. Wolfgang Heubisch und Simon Biallowons, Programmleiter Theologie beim Herder-Verlag, hatten einiges auszutauschen.

Gemeinschaftseigentum der Menschheit ist, das einer weltumspannenden Regelung bedarf, habe ich in den Entwurf des Fünften Sachstandsberichts geschrieben. Die gesamte Wissenschaftsgemeinschaft hat dem zugestimmt. Am Ende haben jedoch die Regierungen dafür gesorgt, dass diese Formulierung in eine Fußnote verbannt wurde. Manchmal werden Revolutionen und Schlachten in Fußnoten gewonnen.

II. *Laudato si* und die Begegnung mit Papst Franziskus

Wenige Monate nach der Verabschiedung unseres Berichtes im Juli 2014 saß ich schließlich dem Mann in Rom gegenüber, der aller Welt laut und klar verkünden sollte: Die Atmosphäre ist ein Gemeinschaftseigentum der Menschheit (*Laudato si*, No. 23). Papst Franziskus lud mich ein, um mit ihm über die Fragen der Klimapolitik zu sprechen. Wir tauschten uns ausführlich über das Konzept der globalen Gemeinschaftsgüter, über die Eigentumslehre der Kirche und über Romano Guardini aus.

Die Begegnung mit Papst Franziskus war denkwürdig in jeder Hinsicht. Ich hatte zwei Gastgeschenke im Gepäck. Wie es sich für einen deutschen Professor gehört, schenkte ich ihm die englische Ausgabe unseres Buches „Global, aber gerecht“ und ich brachte eine Zeichnung mit, die meine Tochter für ihn gemalt hatte.

Für mein Buch hat sich der Papst höflich bedankt, sein wirkliches Interesse galt jedoch dem Bild meiner Tochter Sarah. Ich trete meiner Tochter nicht zu nahe, wenn ich sage, dass dieses Bild technisch nicht in jeder Hinsicht ein Meisterwerk war. Aber der Papst betrachtete es lange und sagte, er finde in dem Spiel von Licht und Dunkelheit die Situation von Kirche und Welt treffend wider. Auch ein kleines Licht mache die Dunkelheit heller.

Als ich von meiner Romreise zurückkam, lag in unserem Briefkasten ein Brief aus dem Vatikan, in dem Papst Franziskus sich bei Sarah für das Bild mit den Worten bedankte: „Liebe Sarah, vielen Dank für dein kleines Gemälde. Es hat mir sehr gefallen. Bete für mich. Gott segne Dich. Franziskus“. An der Echtheit des Briefes konnte kein Zweifel bestehen, dennoch war meine Tochter gar nicht so leicht davon zu überzeugen, dass der Papst aus Rom ihr einen Brief geschrieben hatte. Sie fragte mich, wie viele Päpste es eigentlich gäbe und ob der Papst katholisch sei. Der Wert dieses Briefes ist für meine Tochter beträchtlich gestiegen, seit ich sie davon überzeugt habe, dass wir nur einen Papst haben und – entgegen mancher Unkenrufe – unser Papst auch katholisch ist.

Die Veröffentlichung von *Laudato si* war ein unglaublicher Glücksfall. *Nature Climate Change* hat der Enzyklika eine eigene Sonderausgabe gewidmet, die ich Papst Franziskus bei einem zweiten Besuch überreicht habe. Darin habe ich zusammen mit einer überzeugten Atheistin und einem protestantischen Kollegen das Konzept der Gemeinschaftsgüter erläutert. Meine Kollegin Brigitte Knopf, jene überzeugte Atheistin, hat in einem deutschen Kommentar eine wunderbare Überschrift gefunden: Der Himmel gehört uns allen. Nie habe ich von einer Atheistin eine treffendere Zusammenfassung des christlichen Glaubens und der katholischen Soziallehre gehört. Seither bete ich inständig, sie möge sich auf keinen Fall zum Christentum bekehren – wir könnten doch sonst nicht mehr so glaubhaft behaupten, die katholische Soziallehre überzeuge auch eingefleischte Atheisten.

III. Globale Gemeinschaftsgüter – die Frage der Eigentumsrechte

Aber auch jenseits des medialen Interesses wird diese Enzyklika in der kirchlichen Soziallehre eine überragende Stellung einnehmen, die nur noch mit *Rerum Novarum* vergleichbar ist. Mit dieser Enzyklika hat die Kirche 1891 begonnen, sich an der Reform des Kapitalismus zu beteiligen.

Oswald von Nell-Breuning, Nestor der katholischen Soziallehre, dem 1972 der Romano Guardini Preis verliehen wurde, hat die Sozialpflichtigkeit des Eigentums unter den Bedingungen des Kapitalismus so ausgelegt: Die „allgemeine Bestimmung der Erdengüter“ ist dem Privateigentum vor- und übergeordnet. Alle Menschen sollen grundsätzlich an der Nutzung der Erdengüter teilhaben können. Die Institution des Privateigentums ist nur insofern legitim, als sie dieser allgemeinen Bestimmung der Erdengüter gerecht wird. Diesen Grundgedanken erweitert *Laudato si* auf die globalen Umweltprobleme des 21. Jahrhunderts: Die Übernutzung der

Eine Begrenzung der Nutzungsrechte an der Atmosphäre ist demnach sozial-ethisch nur dann zu vertreten, wenn die Lasten zwischen Ländern gerecht verteilt wird.

natürlichen Senken wie eben der Atmosphäre, der Ozeane oder der Wälder rechtfertigt die Einschränkung privater oder nationalstaatlicher Nutzungsrechte. Der ehemalige Bundesverfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde, Guardini-Preisträger des Jahres 2004, fordert darüber hinaus, dass das Aneignungsrecht von Ressourcen durch das Solidaritätsprinzip begrenzt werden muss. Eine Begrenzung der Nutzungsrechte an der Atmosphäre ist demnach sozial-ethisch nur dann zu vertreten, wenn die Lasten zwischen Ländern gerecht verteilt werden.

Dass hier grundlegende Fragen noch zu klären sind, versteht sich von selbst. Dies war auch der Grund, warum ich zusammen mit der Stiftung Mercator ein eigenes Institut gegründet habe, das sich mit den Globalen Gemeinschaftsgütern beschäftigt. Für diese Möglichkeit bin ich der Stiftung Mercator außerordentlich dankbar. So zeigen wir beispielsweise, dass die Begrenzung des Nutzungsraumes Atmosphäre zwar das Vermögen der Besitzer von Kohle, Öl und Gas vermindert, dass aber z.B. durch eine Bepreisung von CO₂ Einnahmen erzielt werden können, die diese Verluste nicht nur überkompensieren, sondern auch Mittel für Infrastrukturinvestitionen oder Steuersenkungen bereit stellen – fiskalpolitische Maßnahmen, die vielen Ländern neue Entwicklungsmöglichkeiten erschließen. Die Fragen der Fiskalpolitik haben mich in den vergangenen Jahren intensiv beschäftigt. Nicht nur CO₂-Steuern, sondern auch Maßnahmen, die die Ungleichheit vermindern, wie etwa Erbschaftssteuern oder Bodensteuern sowie die verteilungspolitischen Wirkungen von Infrastrukturinvestitionen rückten in den Fokus meiner Forschung.

IV. Der neuzeitliche Machtgebrauch – Romano Guardini

Man hat *Laudato si* nicht nur ein romantisches Wirtschaftsverständnis unterstellt, sondern auch eine geradezu

technikfeindliche Haltung. Ich bestreite nicht, dass sich da und dort Formulierungen finden, die eine solche Interpretation nahelegen. Die Enzyklika *Laudato si'* verweist hier auf Romano Guardini, mit dessen Thesen sich dieser Vorwurf nicht nur entkräftigt, sondern ein zukunftsweisendes Konzept des Umgangs mit dem technischen Fortschritt entwickeln lässt.

Der neuzeitliche Mensch konstruiert sich einen Determinismus, dem die Entwicklung und Anwendung von Techniken folgen muss.

Denn nach Romano Guardini ist das Problem der neuzeitlichen Technik gerade nicht, dass dem Menschen hier eine zu große Macht zuwächst. Im Gegenteil, der Machtzuwachs durch die Technik wird grundsätzlich positiv und produktiv bewertet. Das Problem des neuzeitlichen Machtgebrauchs besteht für ihn darin, dass dieser Machtzuwachs verleugnet wird. Der neuzeitliche Mensch konstruiert sich einen Determinismus, dem die Entwicklung und Anwendung von Techniken folgen muss. Aber genau darin liegt für ihn der Grund der Entfremdung, weil technischer Fortschritt nicht als ein Zugewinn an Freiheit, sondern als Zwang erlebt wird. Wenn wir erwachsen werden wollen, so Guardini, sollten wir nicht vor dem Machtzuwachs der Technik zurückschrecken, sondern die erhöhte Verantwortung bejahen. Verantwortung heißt ja, dass wir Rechenschaftspflichtig sind. Die Herausforderung der Post-Moderne besteht aber gerade darin, dass wir nicht nur Rechenschaftspflichten gegenüber denen haben, die heute leben – auch wenn sie räumlich weit entfernt sind, sondern auch denen gegenüber, die noch gar nicht geboren sind – also gegenüber den kommenden Generationen.

V. Zwischen Fatalismus und Hybris – vom Umgang mit dem Ende der Geschichte

Damit stellt sich aber ein grundlegendes Problem unseres Machtgebrauchs: Ist es nicht Hybris, dem Turmbau von Babel vergleichbar, diese Verantwortung tragen zu wollen? Kann der Mensch das Klima steuern und zugleich disruptive Innovationsprozesse meistern? Sind Erdsystemforscher am Ende nicht Irrende, die glauben, die Welt aus eigener Kraft retten zu können? Hat das 20. Jahrhundert nicht schon genug Weltrettungspläne gesehen, die allesamt auf dem Müllhaufen der Geschichte gelandet sind?

Hier wird implizit oder explizit eine Maxime kritisiert, wonach der Mensch nach dem Höchsten streben soll, auch wenn er weiß, dass er es aus eigener Kraft nicht erreichen kann. Ein Christ, so könnte man vermuten, darf nicht nach dem Höchsten streben, weil dies seiner vermeintlichen Demut widerspricht.

Die beste Tradition der christlichen Spiritualität spricht hier eine andere Sprache, die den Menschen zu einer nahezu verwegenen Kühnheit verführen will. So schreibt Ignatius von Loyola: „Vertraue so auf Gott, als ob der Erfolg der Dinge ganz von Dir, nicht von Gott abhänge; wende dennoch dabei alle Mühe so an, als ob du nichts, Gott allein alles tun werde.“

In meinem Handeln – so diese paradoxe Formulierung – soll das Maß meines Gottvertrauens zum Ausdruck kommen und nicht die Berechnung der

Erfolgsaussichten. Wer wagt, wer sich selbst aufs Spiel setzt, wer seine Haut zu Markte trägt, ist der Demütige. Warum? Weil er seine Angst um sich überwindet. Wer sich zurückzieht, sich selbst nicht aufs Spiel setzt, wer immer schon weiß, dass alles scheitert, wer sich von seiner Selbstangst überwältigen lässt, ist der Hochmütige, der seine Talente vergräbt und nicht in Umlauf bringen will. Ein Mittel gegen diese lähmende Selbstangst ist die Dankbarkeit.

So habe ich heute zu danken: Der Katholischen Akademie Bayern für die Verleihung des Romano Guardini Preises, den ich als Ermutigung für meinen weiteren Weg annehme; Frau Patrizia Espinosa, die als Generalsekretärin der Klimarahmenkonvention unermüdlich für den Fortschritt dieser wichtigen multilateralen Institution arbeitet. Ich möchte Ihnen versichern, dass auch die neue Leitung des PIK, mein Kollege Johan Rockström und ich, Sie in Ihrer wichtigen Arbeit nach Kräften unterstützen werden. Ich danke Ihnen, verehrter Herr Kardinal, dass Sie durch Ihre Anwesenheit unterstreichen, dass das Ringen um Klimagerechtigkeit sowie die Überwindung von Armut und Ungleichheit für die kirchliche Soziallehre weiterhin von zentraler Bedeutung sein werden.

Ich danke meinen Eltern, meinem Bruder und meinen Verwandten, die heute an dieser Verleihung teilnehmen. Vor allem danke ich meiner Familie, meiner Frau Annette, mit der ich nun schon seit mehr als zwei Jahrzehnten einen gemeinsamen Weg gehen darf, meiner Tochter Sarah und meinem Sohn Jacob. Die vielen heftigen Diskussionen, das Feuerwerk der Ideen und der stete Strom freundlicher, interessanter und verrückter Gedanken beleben mich. Ich danke meinen Kolleginnen und Kollegen am PIK und am MCC für die wissenschaftliche Inspiration und kontroversen Diskussionen. Susanne Stundner hilft mir nicht nur, das Chaos des Alltags zu meistern; sie hat mir durch ihren freundlichen, aber entschiedenen Widerspruch buchstäblich das Leben gerettet. John Schellnhuber danke ich, dass ich von ihm lernen konnte, wie man auf höchstem Niveau Wissenschaft betreibt und ein Forschungsinstitut leitet.

Gibt es einen Weg zwischen Hybris und Fatalismus? In den besten Stunden meines Lebens erfahre ich mein Leben als unverfügbares und überfließendes Geschenk, das selbst durch meine Irrtümer, meine Fehler, meine Schuld und selbst durch Krankheit und Tod nicht entstellt werden kann. In diesen Erfahrungen ist die Hoffnung geborgen, mein Leben werde ganz und vollendet sein. Aber eine Hoffnung, die ich nur für mich hätte und die nur in den besten Stunden gilt, wäre keine Hoffnung, sie wäre Betrug. In der Bibel wird Babylon als die Stadt der Hybris beschrieben – ein sinnloser Turmbau, der Menschenopfer fordert, die menschliche Sprache verwirrt und die Begegnung zwischen Menschen zerstört. Das neue Jerusalem ist das Bild einer Stadt, in der keine Menschen mehr geopfert werden müssen. Alle Völker leben gleichberechtigt in Frieden und Wohlstand. Die Lebensbäume an den Gewässern der Stadt sind Zeichen einer geheilten Schöpfung. Diese Bilder aus dem Buch der Offenbarung halten die Hoffnung wach, dass unser Einsatz Früchte tragen wird und wir in dieser Stadt leben werden. Aber wir wissen auch, dass nicht wir es sind, die die Bäume pflanzen, und nicht wir es sind, die diese Stadt entwerfen. Wir sind nur die Gärtner und Arbeiter. Das mag fromm klingen, aber ich finde keine anderen, ich finde keine besseren Worte, den Grund meiner Hoffnung zu bezeugen. □



Dr. Rainer Dvorak, Direktor der Katholischen Akademie Domschule Würzburg, zusammen mit Prof. Dr. Egon Endres, Professor für Sozialwissenschaft

an der Katholischen Stiftungshochschule in Benediktbeuern. Egon Endres ist auch Mitglied des Allgemeinen Rates der Katholischen Akademie Bayern.



P. Prof. Dr. Rüdiger Funiok SJ von der Hochschule für Philosophie (li.) und Burkard Haneke, Geschäftsführer des Hilfswerks Renovabis in Freising.



Dr. Gertraud Burkert, lange Jahre Münchens 2. Bürgermeisterin, Ehrenbürgerin ihrer Stadt und über Jahrzehnte auch Mitglied im Allgemeinen Rat der Akademie, war eine der Politikerin-

nen beim Festakt. Sie traf auch auf Msgr. Rainer Böck, den Münchner Diözesanbeauftragten für Flucht, Asyl und Integration.

Begrüßung der Festgäste

Florian Schuller

I.

„Wir wissen, dass die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt.“

Dieser Satz aus dem 8. Kapitel des Römerbriefes ist der eine Brennpunkt jener Ellipse urphilosophischer, urtheologischer Wirklichkeitsdeutung, deren anderer Brennpunkt im ersten Kapitel der Bibel so lautet: „Und Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Und siehe, es war sehr gut.“

Beides ist wahr. Sowohl das „Gut sein“ der Schöpfung, die Faszination ihrer Dynamik, auch ihrer Schönheit, genauso wie das „Seufzen“, die Gebrochenheit, die Gefährdung, der Abgrund.

Und wir – Menschen des 20., des 21. Jahrhunderts – stehen nicht nur als Beobachter, viel mehr noch als Handelnde inmitten dieser Ambivalenz, verändern mit fundamentalen Folgen für alle, besonders zukünftige Generationen, die Voraussetzungen des Lebens auf der Erde.

Seit etlichen Jahren hat sich deshalb der innerreligiöse Begriff „Bewahrung der Schöpfung“ eingebürgert. Mir klingt dieses gut gemeinte Wort immer zu allmachtsbetont. Schöpfung ist alles, was es überhaupt gibt, das Weltall ist Schöpfung. Und alles das bewahren zu wollen und zu sollen, grenzt an unreflektierte Hybris.

Da klingt viel nüchterner und damit wahrer jene „Sorge für das gemeinsame Haus“, wie der Untertitel der Enzyklika *Laudato si* von Papst Franziskus lautet.

II.

Diskutiert wird, sicher mit Recht, wie sich christliche Theologie zu den Herausforderungen weltweiter Klimapolitik und deren gesellschaftlicher Implikationen stellt. Bei den ethischen Maximen sind wir, die Kirchen, wohl up to date. Gleichwohl müssen wir zugeben, dass sich ein übersteigter Anthropozentrismus über viele Jahrhunderte hin ein-



Dr. Florian Schuller, Direktor der Katholischen Akademie in Bayern

seitig negativ auswirkte und die Würde der Schöpfung, der creatura Dei, nicht im Blick hatte.

Doch weit bis ins Mittelalter gab es die Tradition christlicher Ehrfurcht vor der Schöpfung. Der große Augustinus, um nur ein Beispiel zu nennen, spricht von der vierfachen liebenden Ehrfurcht, die der Mensch schulde: „Dem, was über uns ist, dem, was wir sind, dem, was neben uns ist, dem, was unter uns ist“: („Unum, quod supra nos est, alterum, quod nos sumus, tertium, quod iuxta nos est, quartum quod infra nos est“ – *De doctrina christiana* I, 23, 22).

Umgesetzt wurde dieses theologische Apriori interessanterweise vor allem in der Bildenden Kunst und den Heiligenlegenden.

Blumen auf mittelalterlichen Darstellungen sind mehr als nur Schmuck, sie verweisen zum Beispiel auf die Reinheit Marias oder die Passion Jesu oder dessen

Auferstehung. Und bei vielen Heiligenlegenden, in denen Tiere eine Rolle spielen, denken Sie nur an den heiligen Hubertus, ist es ähnlich. Da stehen Tiere für menschliche Grunderfahrungen oder religiöse Wahrheiten.

Letztlich geht es dabei um ein sakramentales Grundverständnis der Wirklichkeit, darum, dass die Würde von allem, was ist, tiefer gründet als nur in seiner direkten, ersten, unserem Zugriff ausgesetzten Dimension.

Ganz ausgeprägt finden Sie dieses Denken im „Physiologus“, dem um 200 nach Christus entstandenen Volksbuch zur Tiersymbolik, dessen Einfluss auf das Denken von Jahrhunderten nur mit der Bibel und der „Legenda Aurea“ der Heiligenlegenden zu vergleichen ist.

III.

Und so blättere ich heute im „Physiologus“, blicke in die Runde der Anwesenden, freue mich, wie man zu sagen pflegt, „tierisch“ über Ihre Anwesenheit und beginne natürlich beim König der Tiere, beim Löwen. Im „Physiologus“ lese ich: „Wenn der Löwe schlummert in seiner Höhle, so ist's doch eher ein Wachen; denn geöffnet bleiben seine Augen.“

Als Löwe mit offenen Augen begrüße ich unseren Preisträger Professor Ottmar Edenhofer. Sie rufen mit mächtiger Stimme und gehören zu jenen, die die Klimaproblematik, deren ökologischen Herausforderungen und die weltweiten Konsequenzen mit offenen Augen sehen und uns alle lehren, ebenfalls die Augen offen zu halten.

Wie haben sie es bereits in Ihrer Doktorarbeit formuliert: „I am interested in Weltverbesserung.“ Und offene Augen hatten Sie schon immer, wenn Sie sich als Jugendlicher um die Alten in Ihrer niederbayerischen Heimatgemeinde Gangkofen gekümmert haben, oder als junger Jesuit um die Versehrten des Bosnienkrieges.

Ihre ganze Familie ist mitgekommen, Ihre Ehefrau Annette, der Sohn Jacob, der in England Philosophie studiert, die Tochter Sarah, noch am Gymnasium, die Eltern, der Bruder und mehrere Verwandte aus der niederbayerischen Heimat.

Den Part der Löwin mit offenen Augen spielt heute die Laudatorin, Frau Patricia Espinosa Cantellano, ehemals mexikanische Außenministerin, Generalsekretärin der UN-Klimarahmen-

konvention mit Sitz in Bonn. Danke, dass Sie Ihren einzigen freien Tag im ersten Halbjahr 2018 für uns hier investiert haben und mit Ihrem Ehemann Juan Luis Rivera Ferrero gekommen sind.

IV.

Was der Pelikan dem Mythos nach tut, wissen wir alle: er reißt sich mit seinem Schnabel die Flanke auf, und sein Blut nährt die Jungen. Mit einem Hinweis auf Blut wurde und wird bekanntlich, jüngst erst wieder von Papst Franziskus, die purpurrote Farbe der Gewänder der Kardinäle begründet.

So begrüße ich unter dem Bild des Pelikans die Purpurträger

- Kardinal Reinhard Marx, der trotz seiner vielen auch internationalen Verpflichtungen zu uns gekommen ist,

- ebenso herzlich seinen Vorgänger als Erzbischof von München und Freising, Kardinal Friedrich Wetter, der erst vor drei Tagen hier in diesem Raum den 90. Geburtstag, sein 65-jähriges Priesterjubiläum und gleichzeitig sein 50-jähriges Bischofsjubiläum gefeiert hat.

Und mit Ihnen beiden alle Vertreter kirchlicher Einrichtungen, Werke, Arbeitsbereiche: Dazu

- Abtpräses Jeremias aus St. Ottilien, stellvertretend für viele weitere Ordensangehörige und Ordensobere;

- Professor Hans Tremmel, den Vorsitzenden des Diözesanrats der Katholiken in der Münchner Erzdiözese, für alle Laienräte und Verbände.

- Und die Domkapitulare Gerhard Förch und Wolfgang Klausnitzer aus Bamberg, die mit Dr. Rainer Dvorak aus Würzburg und Professor Sigmund Bonk aus Regensburg dafür stehen, dass wir eine Akademie für ganz Bayern sind.

V.

Die schönste Geschichte zum heiligen Kevin, dem Gründer des irischen Klosters Gleand da Loch geht so: Der Einsiedler betete eines Nachts mit ausgestreckten Armen und nach oben offenen Händen. Da kam eine Amsel, und legte ihre Eier in eine der Hände wie in ein Nest. Das rührte den Heiligen so sehr, dass er in aller Geduld und Sanftmut verharnte und die Hand weder schließen noch zurückziehen mochte. Ohne Ermüden hielt er sie sorgsam hinaus, bis die Jungen alle ausgebrütet waren.



Rechtsanwalt Hans-Peter Hoh, Konziliarmitglied des Vereins der Freunde und Gönner der Katholischen Akademie Bayern, mit Prof. Ursula Männle, der Vorsitzenden der Hanns-Seidel-Stiftung.



Der Historiker Prof. Dr. Peter Claus Hartmann, Bundesministerin a. D. Annette Schavan und Ulrich Ruh, ehemaliger Chefredakteur der Zeitschrift Herder Korrespondenz, waren in einen intensiven Gedankenaustausch vertieft.



Felix Johann Landgraf, Kunstreferent der Diözese Augsburg, Prälat Dr. Wolfgang Schwab, Münchner Domkapitular i. R., und der Kirchenhistoriker

Prof. Dr. Manfred Weitlauff (v.l.n.r.) waren ebenfalls ein interessantes Dreigespann.



Daniela Philippi (li.), ehemalige bayerische Regierungssprecherin, Dr. Hildegard Kronawitter, Mitglied der Akademieleitung, und Dr. Christoph

Strötz, Präsident a. D. des Oberlandesgerichts Nürnberg und Mitglied im Allgemeinen Rat der Akademie.



Verstanden sich prächtig: Ottmar Edenhofer und Kardinal Marx.



Die Ehepartner der Protagonisten: Annette Edenhofer war zusammen mit ihrem Mann und vielen weiteren Familienmitgliedern gekommen. Juan

Luis Rivera Ferrero reiste mit seiner Frau Patricia Espinosa Cantellano aus Bonn an.



Das junge und hoch virtuose Ensemble „Buffzack“ – Lukas Jochner, Sebastian Wolfgruber, Andreas Unterreiner und Florian Mayrhofer (v.l.n.r.) – gestaltete den Festakt musikalisch mit originellen, kreativen Arrangements.



Barbara Brustlein, die Chefredakteurin des „missio-magazins“ und Präsidentin des Bayerischen Presseclubs, freute sich mit dem Akademiedirektor über die gelungene Veranstaltung.



Annette Edenhofer im Gespräch mit Herzog Franz von Bayern und P. Prof. Dr. Eckhard Frick SJ von der Hochschule für Philosophie.



Dorothea und Landesbischof a. D. Dr. Johannes Friedrich mit Msgr. Wolfgang Huber, dem Präsidenten von missio München.



Vatikan-Botschafterin a. D. Annette Schavan mit Prof. Dr. Markus Vogt: Der Sozialethiker ist einer der führenden

Fachleute in Fragen des kirchlichen Engagements im Umweltschutz; auch er gehört zu den Beratern des Papstes.

Bei diesem Bild der Sanftmut und der Geduld sind mir die Vertreter der Ökumene eingefallen:

- Landesbischof i.R. Johannes Friedrich und seine Gattin Dorothea,
- die Präsidentin der evangelischen Landessynode, Frau Dr. Annekathrin Preidel mit ihrem Mann,
- und meinen Tutzingener Kollegen, Akademiedirektor Udo Hahn.
- Für die Orthodoxie heiße ich Erzpriester Apostolos Malamoussis willkommen. Apostolos Malamoussis hat ja bei uns hier in München mit der jährlichen Segnung der Isar die alte orthodoxe Theologie zur Schöpfung bewusst gemacht. Nicht umsonst findet die Wassersegnung am 6. Januar statt, dem Hochfest Epiphanie, der Erscheinung Gottes in seiner Schöpfung.

VI.

In der südfranzösischen Gegend von Nîmes spielt die Geschichte des Einsiedlers Agidius und der Hirschkuh, „die ihm zu gewissen Stunden reichlich Milch zu seiner Nahrung bot“. Von einer Hundemeute jagender Goten verfolgt, flieht sie zur Höhle des Einsiedlers. Der betet für sie, wird selber von einem Pfeil der Jäger getroffen; als aber der Bischof von Nîmes dazukommt, um Verzeihung bittet und Arznei für die Wunde anbietet, weist sie der Einsiedler zurück, denn er denkt an das Schriftwort, dass die Tugend vollendet werde in der Schwachheit.

Die Hirschkuh, die „zu gewissen Stunden reichlich Milch bietet“, kann gut für die Welt der Wissenschaft stehen. Ich begrüße alle anwesenden Professorinnen und Professoren,

- darunter Prof. Dr. Johannes Wallacher, den Präsidenten der Hochschule für Philosophie SJ, der bereits mehrfach mit unserem Preisträger zusammengearbeitet hat,
- sowie Professor Nikolaus Korber, der Vizepräsident der Uni Regensburg und Mitglied in unserem Allgemeinen Rat.

Und die milchgebende Hirschkuh kann gut auch die Vertreter der Medien repräsentieren.

VII.

Interessanterweise gibt es nicht nur aus dem Mittelalter Geschichten mit Tieren und Heiligen, sondern auch aus der Neuzeit.

So wird in den Akten über den heiligen Don Bosco immer wieder von einem großen, grauen Hund berichtet. Don Bosco hat einmal gesagt: „Von Zeit zu Zeit kam mir der Gedanke, der Herkunft dieses Hundes nachzuforschen. Dann aber dachte ich: Ach. Mag er gehören, wem er will. Ich weiß nur das eine, dass mir das Tier in den vielen Gefahren, in denen ich mich befunden habe, ein wahres Werkzeug der Vorsehung gewesen ist.“

Denn mehrmals in den Jahren zwischen 1850 und 1860 soll der Hund Don Bosco bei nächtlichen Gängen von Turin zurück nach Valdocco zum Oratorium mit den Jugendlichen bei Überfällen von Räubern gerettet haben.

Mit der Erinnerung an diesen schützenden Hund in schwieriger gesellschaftlicher und politischer Lage heiße ich willkommen die hohen Vertreter der Justiz, der Polizei, der staatlichen Verwaltung, der Regierungen, genauso wie des Umweltschutzes und auch der Wirtschaft.

- Stellvertretend nur Clemens Börsig, den früheren Aufsichtsrats-Vorsitzenden der Deutschen Bank,
- Michael Schmidt von der Mercator-Stiftung
- und Richard Mergner vom BUND Bayern.

VIII.

Für die Vertreter der Politik scheint mir schon seit jenen Allegorien der Antike, die vom Christentum übernommen wurden, der Elefant zu stehen. Aus dem Jahr 1603 gibt es zum Beispiel einen Text, der dem Elefanten drei Haltungen zuschreibt:

- Robur, die Stärke wegen seiner mächtigen Gestalt,
- Mansuetudo, die Milde wegen seiner angeblichen Sanftheit,
- und Religio, weil – ich zitiere wörtlich – „er mehr als jedes andere Tier fromm ist“.

Wenn das kein Programm bietet – gerade in politisch bewegten Zeiten wie den unseren.

Ich heiße willkommen

- Abgeordnete aller im bayerischen Landtag vertretenen Parteien,
- den früheren bayerischen Ministerpräsidenten Günther Beckstein
- Botschafterin – neuerdings a.D. – Annette Schavan
- und natürlich ganz besonders den bayerischen Umweltminister Dr. Marcel Huber, der gleich das Grußwort der Staatsregierung sprechen wird.

Dass es heute um ein internationales Thema erster politischer Ordnung geht, beweist darüber hinaus die Anwesenheit zahlreicher General- oder Honorarkonsuln aus Frankreich, Österreich, Portugal, Norwegen, der Slowakei und der Ukraine, aber auch bis aus Brasilien, dem Iran, der Mongolei, Mosambik und Ruanda.

IX.

Ein zentrales Symbol über viele Jahrhunderte war die Muschel. Der „Physiologus“ weiß, wie die Perle in der Muschel entsteht: bei Sonnenaufgang „trinkt sie den Himmelstau und den Strahl von Sonne, Mond und Sternen“. Die Perle steht damit für die Verbindung von oben und unten, von Himmel und Erde, von Feuer/Licht und Wasser.

Heute nehme ich die Muschel, jenes zentrale Wallfahrtsmotiv des Mittelalters, nicht nur für den Camino de Santiago und ihre Perle als Signal für unsere Akademieleitung. Denn sie verleiht den Romano Guardini Preis der Katholischen Akademie Bayern, sie verbindet das Drinnen der Akademie mit dem Draußen von Kirche und Gesellschaft:

- Herzog Franz von Bayern,
- Domdekan Prälat Dr. Lorenz Wolf,
- Frau Edda Huther
- und Frau Dr. Hildegard Kronawitter.

X.

Schließlich blicke ich auf Sie alle, bin dankbar, dass Sie da sind. Ich lese Ihnen noch aus einem Brief des Bundespräsidenten in Berlin vor: „Der Bundespräsident wünscht Ihnen, allen Gästen und besonders Herrn Prof. Dr. Edenhofer, den er Sie herzlich zu grüßen bittet, eine eindrucksvolle Preisverleihung.“

Dem kann ich mich nur anschließen und wünsche uns allen, dass der Festakt dieses Tages uns wieder bewusst macht, was im 8. Jahrhundert der angelsächsische Theologe Beda Venerabilis so formuliert hat: „Wir verlieren die Herrschaft über die Kreatur, über die Schöpfung, weil wir selber es nicht mehr ernst nehmen mit dem Dienst des Schöpfers“ (Vita Cuthberti c. 21). □

Grußwort der Bayerischen Staatsregierung

Marcel Huber

Meine Damen und Herren, ich begrüße

- den Lehrstuhlinhaber für die Ökonomie des Klimawandels an der Technischen Universität Berlin,
- den Direktor des „Mercator Research Institute on Global Commons and Climate Change“
- und den designierten Leiter und Chefökonom des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung.

Dass ich damit nicht drei, sondern nur eine Person hier im Raum begrüßt habe, zeigt schon: Der Mensch, der heute hier geehrt wird, ist ein „Tausend-sassa“, ein Multitalent, ein Universalgenie!

Lieber Herr Professor Edenhofer, ein herzliches Grüß Gott hier in München! Königliche Hoheit, meine sehr verehrten Herren Kardinäle Marx und Wetter, hochverehrte Geistlichkeit, Frau Generalsekretärin Espinosa Cantellano, meine Damen und Herren des diplomatischen Corps, Herr Ministerpräsident a.D. Dr. Beckstein, liebe Kolleginnen und Kollegen aus dem Bayerischen Landtag, lieber Herr Dr. Schuller, verehrte Fest- und Ehrengäste!

Auch Sie begrüße ich ganz herzlich zu diesem Festakt in der Katholischen Akademie. Wir sind hier dem Münchner Univiertel ganz nahe – und damit genau auf der Startrampe Ihrer Karriere, lieber Herr Professor Edenhofer. Gut eineinhalb Kilometer von hier, an der Ludwig-Maximilians-Universität, studierten Sie Volkswirtschaftslehre – unter anderem bei einem damals ganz jungen Professor Hans-Werner Sinn!

Dann – auch nur einen Katzensprung von hier – an der Hochschule für Philosophie München studierten Sie Philosophie als Novize im Jesuitenorden. Von hier sind Sie ausgezogen, um einer der wichtigsten Klimaexperten unserer Zeit zu werden, um Staats- und Regierungs-



Dr. Marcel Huber, Bayerischer Staatsminister für Umwelt

chefs zu beraten, um nicht weniger als die Welt zu retten, wie die FAZ einmal geschrieben hat. Und heute sind Sie hierher zurückgekehrt, um den renommierten Romano Guardini Preis der Katholischen Akademie Bayern zu empfangen.

Man kann sich kaum einen passenderen Preisträger vorstellen: Romano Guardini, katholischer Priester, Theologe und Philosoph. Auch er wirkte an der Ludwig-Maximilians-Universität und lehrte Christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie. Eines seiner einflussreichsten Werke – *Das Ende der Neuzeit* – zeigt die Grenzen des Fortschritts, die Gefahren menschlichen Handelns für die Welt auf. Es ist Grundlage der Umwelt-Enzyklika *Laudato si* von Papst Franziskus, die auch Sie maßgeblich beeinflusst haben.

Romano Guardini schrieb vor fast 70 Jahren: „Entweder gelingt es dem Menschen, das Herrschaftswerk richtig zu machen, und dann wird es gewaltig –

oder aber alles geht zu Ende.“ Und gerade, lieber Herr Professor Edenhofer, schaut es eher nach zweitem aus, wenn die Menschheit nicht ganz schnell auf Ihren Rat hört!

Der Klimawandel tritt immer deutlicher in Erscheinung. Wir erleben einen Temperaturrekord nach dem anderen: 2015, 2016 und 2017 waren die drei wärmsten Jahre seit Beginn der Aufzeichnungen. Hier in Bayern steigt die Temperatur sogar noch schneller als im weltweiten Durchschnitt. In den Alpen sind wir inzwischen bei einem Plus von 1,4 Grad im Vergleich zu den Jahren am Beginn der Aufzeichnungen.

Das heißt: Wir sind auf dem Weg zum klimatologischen „Point of no Return“. Jenseits der 2-Grad-Grenze von Paris drohen unabsehbare Szenarien. Schon jetzt müssen Menschen in der Südsee ihre Dörfer verlassen, weil der Meeresspiegel unaufhörlich steigt. Schon jetzt fallen Ernten in Afrika aus, weil Dürre und Hitze anhalten und der Regen nicht kommt. Schon jetzt erleben wir hier in Bayern Starkregen, Sturzfluten und extrem lange Trockenperioden.

Doch einen Lichtblick gibt es: Noch ist das Zeitfenster offen, noch haben wir das Heft in der Hand. Noch können wir den Klimawandel wenigstens begrenzen. Wir in Bayern wollen alles dafür unternehmen! Unsere Ziele sind hoch ambitioniert. Bis 2050 wollen wir die Treibhausgase im Freistaat auf unter zwei Tonnen je Einwohner und Jahr senken. Und bis 2030 wollen wir die Emissionen auf unter fünf Tonnen senken.

Zu diesen Zielen braucht es auch die richtigen Maßnahmen. Daher vorschlagen wir für unser Klimaschutzprogramm Bayern 2050 alleine im laufenden Doppelhaushalt fast 190 Millionen Euro Investitionen. Und ein zentraler Punkt im Klimaschutzprogramm, lieber Herr Professor Edenhofer, ist die Forschung.

Die Klimaforschung ist dabei in zweifacher Hinsicht eine großartige Sache: Sie liefert uns Wissen, wie wir den Klimawandel vermeiden oder abschwächen können und wie wir uns an das Unvermeidbare anpassen können! Die Bayerische Staatsregierung nutzt und unterstützt die Klimaforschung aktiv. Unsere Umweltforschungsstation auf dem Schneefernerhaus betreibt Forschung auf höchstem Niveau! Jetzt bauen wir sie zum Zentrum eines internationalen Forschungsnetzwerkes aus, zum

virtuellen Alpenobservatorium! Ich sage: Ein starkes Bekenntnis zur Erforschung und Bekämpfung des Klimawandels!

Wer sich als Wissenschaftler in der Klimaforschung engagiert, braucht sich nicht nach dem Sinn seines Lebens zu fragen. Er operiert am offenen Herzen unseres Planeten! Und das Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung ist dafür einfach „the place to be“! Ich freue mich, dass mit Ihnen, Herr Professor Edenhofer, nach Hans Joachim Schellnhuber, wieder ein Bayer die Leitung dieses renommierten Instituts übernimmt!

Sie leiten dort bislang den Forschungsbereich „Nachhaltige Lösungsstrategien“ und liefern mit Ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Forschung auf Spitzenniveau! Der Bereich wurde in der letzten Leibnitz-Evaluierung mit „exzellent“ bewertet. Unter Ihrer Leitung entstand der „Sonderbericht zu Erneuerbaren Energien und der Vermeidung des Klimawandels“ des Weltklimarats. Sie wirken in wichtigen nationalen und internationalen Beratungsgremien mit. Sie sind Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des ifo-Instituts München, der Themengruppe „Klima, Energie und Umwelt“ der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina, im Beirat „Green Growth Knowledge Platform“ der Weltbank und Mitglied der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften sowie Mitglied im Stiftungsrat der Munich Re.

Und Sie schalten sich immer wieder in die öffentliche Klimaschutzdebatte ein – ambitioniert, aber immer sachlich! Sie kritisieren zurecht die Kohleverstromung, da sie das 2-Grad-Ziel gefährdet. Sie fordern zurecht einen Mindestpreis für CO₂: Nur so können wir die Emissionen effizient reduzieren, nur so gelingt die Energiewende. Sie zeigen zurecht: Klimaschutz und Wirtschaftswachstum schließen einander nicht aus. Sie geben damit wichtige Denkanstöße für die Klimapolitik. Ich danke Ihnen für diese Impulse und ich bitte Sie: Machen Sie genauso weiter!

Wir brauchen Menschen, die vorausdenken. Wir brauchen Menschen, die herausfordern. Wir brauchen Menschen, die die „Sorge um den Menschen“ umtreibt – wie Romano Guardini es nannte. Lieber Herr Professor Edenhofer, ich gratuliere Ihnen ganz herzlich zu diesem Preis und wünsche Ihnen – auch ganz eigennützig – viel Erfolg bei der Rettung der Welt! □



Zwei CSU-Veteranen: der frühere Ministerpräsident Dr. Günther Beckstein (re.) und Heinrich Traublinger, lange Jahre Präsident der Handwerkskammer von Oberbayern und Landtagsabgeordneter.



Prof. Dr. Hans Tremmel, Vorsitzender des Diözesanrates der Katholiken im Erzbistum München und Freising, traf auf Gotthard Dobmeier: Der frühere

Umweltbeauftragte der Erzdiözese München und Freising ist einer der Pioniere des kirchlichen Umweltengagements.

Laudatio auf den Preisträger

Patricia Espinosa Cantellano

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts war es Mode zu sagen, die Welt sei wieder flach.

Es war ein kluger Versuch, die Weltwirtschaft zu beschreiben – dass sich die Wettbewerbsbedingungen zwischen Industrie- und Schwellenländern stabilisierten und dass Unternehmer – große ebenso wie kleine – Teil einer großen, komplexen, globalen Lieferkette waren. Mit anderen Worten, wenn wir uns nur um die Logistik kümmern würden, könnten wir Wohlstand erreichen. Doch statt einer großen Nivellierung – eine flache Welt – war es oft wie auf einem Boot in einem großen Sturm.

Denn während einige Branchen ein Wachstum verzeichneten, erlebten wir auch eine der größten weltwirtschaftlichen Schwankungen in der Geschichte. Dies hatte zur Folge, dass viele unserer globalen Herausforderungen wie Armut, Sicherheit, Migration und viele andere sich noch verschärften. Und es hat die politische Landschaft erheblich verändert. Bis jetzt müssen wir immer noch mit den Auswirkungen fertig werden.

Was war geschehen? Wir hatten die Faktoren, die für unseren allgemeinen Wohlstand wirklich wesentlich sind, ignoriert. Wir ignorierten die Elemente, die wirklich gleiche Wettbewerbsbedingungen hätten schaffen können.

Und das ist das nachhaltige Management der Elemente, die für unsere langfristige Gesundheit und unser Wohlergehen notwendig sind. Dazu gehört, für unsere Luft, Ozeane und Böden Sorge zu tragen, aber auch das Management unserer Infrastruktur, die Frage, wie unsere Städte und Gemeinden gebaut und unterhalten werden und wie wir uns selbst regieren. Oder, wie es unser angesehener Preisträger heute nennt, unsere globalen Gemeinschaftsgüter. Er betont, dass es in der Vergangenheit der Wettbewerb war, der die Menschheit vorangetrieben hat. Wenn wir aber dauerhaften Wohlstand erreichen wollen, müssen wir kooperativer vorgehen – und zwar auf allen Ebenen.

Nicht nur national. Nicht nur vor Ort. Sondern wir brauchen die Zusam-



Hielt die Laudatio auf Deutsch: Patricia Espinosa Cantellano, Generalsekretärin der UN-Klimarahmenkonvention

menarbeit sowohl auf regionaler als auch auf nationaler und auf internationaler Ebene. Die Zusammenarbeit sowohl von Privatunternehmen als auch von Investoren und dem Durchschnittsbürger. Das Paris-Abkommen ist ein gutes Beispiel dafür, wie dies möglich ist. Es ist ein Paradigmenwechsel, und er bedeutet einen enormen Wandel im Denken. Aber es ist notwendig. Unser Preisträger, Professor Ottmar Edenhofer, hat sich nicht nur dieser Aufgabe gestellt, sondern auch die Aufgabe selbst mitgestaltet. Daher ist es eine Freude, heute hier zu sein, um Professor Ottmar Edenhofer mit dem Romano Guardini Preis zu ehren.

Er hat den Preis wirklich verdient. Als...

● Chefvolkswirt des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung;

● Gründungsdirektor des Mercator Research Institute on Global Commons and Climate Change; und

● Professor für die Ökonomie des Klimawandels an der Technischen Universität Berlin ist er es, der diesen großen Paradigmenwechsel vorantreibt.

Er verbindet seine hervorragenden Leistungen in den Naturwissenschaften mit der Ökonomie und der Philosophie. Und genau wie Romano Guardini hat er sich um die Interpretation von Zeit und Welt verdient gemacht. Er repräsentiert jene Art von Mensch, von der wir mehr brauchen: analytisch, aber auch vorausschauend; besorgt, aber auch optimistisch; kritisch, aber auch motivierend. Das hat er natürlich nicht über Nacht geschafft. Für Professor Edenhofer war es ein langer Weg, einer unserer führenden Klimaökonomien zu werden.

Und auch wenn es eine große Freude wäre, die komplette Geschichte dieser Reise zu erzählen, würde es doch zu lange dauern. Lassen Sie mich daher einige Höhepunkte herausheben. Professor Edenhofers Studium begann genau hier, in München, wo er auch als Unternehmer tätig war und dann in den Jesuitenorden eintrat.

1991 ging er auf den Balkan, wo er eine humanitäre Hilfsorganisation leitete, die versuchte, die Auswirkungen des Krieges und des Zerfalls Jugoslawiens abzumildern.

1994 kehrte er an die Technische Universität Darmstadt und in das akademische Leben zurück, promovierte in Wirtschaftswissenschaften und kam 2001 nach Potsdam. Dort wurde er schnell zu einer intellektuellen Säule des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung.

An diesem Punkt unserer kleinen Reise in die Vergangenheit ist es wichtig anzumerken, dass Professor Edenhofer ein Leitmotiv bei all seinen Bemühungen den Weg gewiesen hat: dass man die Welt nicht nur interpretieren, sondern auch aktiv gestalten muss.

Deshalb gründete er vor fünf Jahren sein Institut, das Mercator Research Institute on Global Commons and Climate Change.

Ziel war es, die Erfahrungen aus seiner Zeit beim Weltklimarat IPCC in die Praxis der wissenschaftlichen Politikberatung zu übertragen. Professor Edenhofers IPCC-Erfahrung ist natürlich eine ganz andere spannende Geschich-

te. Es ist auch eine entscheidende Geschichte, die unsere Arbeit beim UN-Klimaschutz beeinflusst hat und sich in der Sprache des Paris-Abkommens widerspiegelt.

Denn durch die führende Rolle von Professor Edenhofer im Fünften Sachstandsbericht des IPCC hat er das Fundament für die internationale Klimapolitik geschaffen und Standards für die wissenschaftliche Politikberatung gesetzt. Seine Klimaforschung umfasste drei Teile: wissenschaftliche Politikberatung, Klimaökonomie und Ethik. Sie alle hatten großen Einfluss.

Wir hatten die Faktoren, die für unseren allgemeinen Wohlstand wirklich wesentlich sind, ignoriert. Wir ignorierten die Elemente, die wirklich gleiche Wettbewerbsbedingungen hätten schaffen können.

Man kann ruhigen Gewissens sagen: Der Fünfte Sachstandsbericht des IPCC hat die wissenschaftlichen Grundlagen für das Paris-Abkommen gelegt. Und ebenso ruhigen Gewissens lässt sich sagen, dass das Zwei-Grad-Ziel, das im Mittelpunkt des Abkommens steht, ihm zu verdanken ist. Er hat aber nicht nur dazu beigetragen, den politischen Entscheidungsträgern ein Ziel zu geben, sondern er hat auch darauf gedrängt, verschiedene Pfade beim Klimaschutz in Betracht zu ziehen.

Diese Szenarien reichen von der Transformation des Energiesystems auf Basis erneuerbarer Energien und Energieeffizienz bis hin zu Szenarien, die hauptsächlich auf Kernenergie und Kohle in Verbindung mit CO₂-Abscheidung und -Speicherung basieren.

Und unter seiner Leitung betonte der IPCC, dass die Atmosphäre als sehr begrenzte Deponie für Kohlenstoffdioxid angesehen werden muss, während die entsprechenden im Boden gespeicherten Ressourcen in Form von Kohle, Öl und Gas jedoch um ein Vielfaches größer sind.

Vielleicht erkennen Sie etwas von dieser Sprache wieder. Schließlich beeinflusste sie die päpstliche Enzyklika *Laudato si'*. Seit 2008 berät Professor



Wirkten im Hintergrund beim Zustandekommen der Veranstaltung mit: Jonas Viering (li.), Pressesprecher des Potsdam Institut für Klimafolgenforschung, Susanne Stundner, die persönliche

Referentin von Ottmar Edenhofer, und Fabian Löhe, der Öffentlichkeitsreferent des Mercator Research Institute on Global Commons and Climate Change.



Bei der Ankunft vor der Preisverleihung: Kardinal Reinhard Marx, Akademiedirektor Dr. Florian Schuller und Professor Ottmar Edenhofer.

Edenhofer den Vatikan in Fragen des Klimaschutzes. Dies basiert unter anderem auf dem, was ich zu Beginn dieser Rede angesprochen habe: die Idee des Schutzes der globalen Gemeinschaftsgüter und der Paradigmenwechsel, den wir vornehmen müssen, um das zu erreichen. Dies ist auch in Edenhofers Buch „Global, aber gerecht“ erläutert.

Wir sehen seinen Einfluss in Schlüsselsätzen in *Laudato sí*. Unter anderem heißt es da:

„Die Atmosphäre ist ein gemeinsames Gut, von allen und für alle.“ Hier spricht Papst Franziskus davon, dass keine Einzelperson und auch keine Gruppe das Recht hat, öffentliche Güter zu benutzen, wie er oder sie es für richtig hält. Dies fordert auch alle Menschen auf, sich den ethischen Herausforderungen von Wissenschaft und Technik zu stellen. Morgen werde ich im Vatikan über den Klimawandel sprechen. Ich denke, dass die in *Laudato sí* skizzierten Themen, beeinflusst von Professor Edenhofer, ein entscheidender Teil der Diskussion über den Klimawandel sind.

Ich denke zudem, dass die Glaubensgemeinschaft selbst eine wichtige, aber sehr wenig genutzte Ressource in unseren Diskussionen über den Klimawandel ist. Wir von der Klimarahmenkonvention der Vereinten Nationen werden unsere Arbeit mit Menschen aller Glaubensrichtungen weiter verstärken.

Aber mit den Leistungen von Professor Edenhofer sind wir noch nicht ganz fertig. Denn er ist auch einer der führenden Befürworter einer CO₂-Bepreisung, die entweder durch ein funktionierendes Emissionshandelssystem oder durch eine Steuer ausgestaltet werden kann. Er war einer der ersten, der darauf hinwies, dass ohne ein signifikantes CO₂-Preissystem die Emissionen weltweit weiter steigen würden. Leider hat er Recht behalten. Klimaschutz und Wirtschaftswachstum sollten nach Ansicht von Professor Edenhofer nicht gegeneinander ausgespielt werden.

Die Staaten werden ihr Ambitionsniveau im Rahmen des Paris-Abkommens erhöhen müssen – und zwar schnell.

Stattdessen verweist er darauf, dass Kohlenstoffpreise sehr wichtig für die Finanzpolitik sein können: Sie können ein wirksames Mittel zur Verringerung der Ungleichheit und zur Bekämpfung der Armut in Industrie- und Entwicklungsländern sein. Dies wiederum kann ein entscheidender Faktor sein, um die Ziele der Vereinten Nationen für nachhaltige Entwicklung voranzubringen. Wie ich bereits erwähnte, sind Klimawandel und Umweltschutz eng mit einigen der größten Herausforderungen der Menschheit verbunden.

Vor genau diesem Hintergrund ist Professor Edenhofer ein so großer Befürworter des Paris-Abkommens. Er betont jedoch, dass der Erfolg dieses Abkommens von internationaler Zusammenarbeit abhängt, bei der gegenseitiges Engagement eine sehr wichtige Rolle spielt. Wenn zum Beispiel Nationen feststellen, dass ihre eigenen Anstrengungen zur Bekämpfung des Klimawandels nicht von anderen honoriert werden, dann haben die Staaten weniger Anreize, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Das erinnert uns noch einmal daran, dass der Weg in das 21. Jahrhundert von der Art und Weise unserer Zusammenarbeit bestimmt wird und nicht von der Art und Weise, wie wir konkurrieren.

Dies war noch nie so wichtig wie jetzt, insbesondere im Hinblick auf das Paris-Abkommen und das, was wir in diesem entscheidenden Jahr im Vorlauf zur COP24 in Polen zu erreichen versuchen. Gegenwärtig reichen die Selbstverpflichtungen der Länder beim Klimaschutz einfach nicht aus, um das 1,5-Grad-Ziel zu erreichen. Die derzeitigen Zusagen werden zu höheren Temperaturen führen. Und, wie wir festgestellt haben, wird das zum Bedrohungs-multiplikator für viele weitere unserer aktuellen Herausforderungen werden. Die Staaten werden ihr Ambitionsniveau im Rahmen des Paris-Abkommens erhöhen müssen – und zwar schnell.

Sie werden zudem die Umsetzungsrichtlinien für das Paris-Abkommen – auch bekannt als das Arbeitsprogramm – ausbuchstabieren müssen. Wenn wir die Macht des Paris-Abkommens wirklich entfesseln wollen, müssen diese Aufgaben erfüllt werden. Dabei haben wir nur ein kleines Zeitfenster, um das zu tun.

Ich möchte Sie alle auffordern, Ihren Einfluss geltend zu machen, wo immer Sie können, insbesondere auf nationaler Ebene, um diese Klimaschutz-Verpflichtungen zu verstärken.

Da wir nun langsam zum Ende dieser allzu kurzen Reise kommen, will ich noch einmal betonen, wie sehr wir auch Professor Edenhofers starke Meinungen und die bekannte Bereitschaft, seine Meinung zu sagen, schätzen!

Der regelmäßige Kontakt mit globalen Persönlichkeiten – dem Papst, Ministern, Staatssekretären oder anderen – hat ihn nie daran gehindert, seine gut informierte Meinung zu äußern. Eine gut informierte und eine unabhängige Meinung. In einer kulturell und politisch sehr gespaltenen Welt gilt Professor Edenhofer als unabhängig. Während er vor politischen Auseinandersetzungen nicht zurückschreckt, kann er die Analyse und Bewertung politischer Optionen von der Politik selbst trennen. Er respektiert seinen Gegner voll und ganz und ist daher in der Lage, einen echten Dialog mit allen Beteiligten zu führen. Wir brauchen mehr davon in der Welt.

Meine Damen und Herren, wenn das nicht schon deutlich genug gesagt wurde, dann möchte ich es ganz klar sagen: Professor Edenhofer ist mehr als ein Mann unserer Zeit, er ist ein Mann der Zukunft. Und ich bin stolz darauf, ihn als Verbündeten und Begleiter auf dem Weg zum Klimaschutz zu bezeichnen. Obwohl seine bisherigen Beiträge wichtig sind, bin ich mir sicher, dass er zustimmen wird, wenn ich sage, dass es darauf ankommt, was als nächstes folgt.

Und was als nächstes folgt ist, das zu erreichen, was wir alle wollen: eine Welt, die weder rein ökonomisch definiert ist, noch rein logistisch, noch durch den Verdrängungswettbewerb der Staaten untereinander der Vergangenheit, sondern eine Welt, in der wir, wie Edenhofer es ausdrückt, gemeinsam für unsere globalen Gemeinschaftsgüter Sorge tragen. Eine Welt, in der sich Umwelt und Wirtschaft nicht ausschließen, sondern vollständig ineinander greifen.

Eine Welt, in der die gemeinsame Sorge um die Menschheit – und die gemeinsamen Herausforderungen, vor denen wir stehen – Vorrang vor dem Bestreben Einzelner hat.

Und eine Welt, die nicht nur sauberer und grüner ist, sondern eine Welt, in der wir wirklich dauerhaften und nachhaltigen Fortschritt, Wohlstand und Frieden für alle erreichen können. Nochmals vielen Dank, Herr Professor Edenhofer, für all die Arbeit, die Sie geleistet haben, um uns an diesen Punkt zu bringen, und für die Arbeit, die Sie weiterhin tun werden, die uns in diese Richtung führen wird. □

Preisbegründung

Die Katholische Akademie Bayern verleiht den Romano Guardini Preis für „hervorragende Verdienste um die Interpretation von Zeit und Welt auf allen Gebieten des geistigen Lebens“. Sie erinnert damit an einen der bedeutendsten Religionsphilosophen und Theologen des 20. Jahrhunderts.

2018 geht der Preis an Professor Ottmar Edenhofer. Als Wirtschaftswissenschaftler von hohem Rang, als engagierter Politik-Berater und als öffentlicher Mahner verweist er unermüdlich auf den Klimawandel als eines der drängendsten Probleme unserer Erde und schlägt konkrete Lösungen vor.

So hat er die Weltbank, die Europäische Kommission und die deutsche

Regierung beraten. Umweltschützer und Industrielle schätzen ihn gleichermaßen. Maßgeblich hat er im Führungskreis des Weltklimarats mitgearbeitet.

Dabei treibt Ottmar Edenhofer wie schon Romano Guardini die „Sorge um den Menschen“ um, die für beide tief in christlicher Philosophie und praktizierter katholischer Frömmigkeit wurzelt.

Für die intensiv rezipierte Enzyklika *Laudato sí* hat Papst Franziskus Professor Edenhofer mehrfach zu Rate gezogen. Beide halten Klimawandel, Umweltzerstörung und Armut für eng miteinander verzahnte Probleme, die nur mit kulturen- und religionenübergreifender Anstrengung zu lösen sind – in der „Sorge für unser gemeinsames Haus“.

Presse

KNA

16. Mai 2018: Der designierte Präsident des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung (PIK), Ottmar Edenhofer (56), erhält den Romano-Guardini-Preis der Katholischen Akademie in Bayern. Akademiedirektor Florian Schuller betonte, Edenhofer treibe wie seinerseits schon Guardini die Sorge um den Menschen um, die für beide tief in christlicher Philosophie und katholischer Frömmigkeit wurzle.

KNA

2. Juli 2018: Akademiedirektor Florian Schuller betonte, wie Guardini sei Edenhofer in christlicher Philosophie und katholischer Frömmigkeit verankert.

Münchener Merkur

3. Juli 2018: Als Professor an der Technischen Universität Berlin, als Politik-Berater und als öffentlicher Mahner weise Edenhofer immer wieder auf den Klimawandel als eines der drängendsten Probleme der Erde hin und schlage Lösungen vor.

KNA

4. Juli 2018: In seiner Dankrede ging Edenhofer auf seine Vergangenheit im Jesuitenorden ein, dem er sieben Jahre angehörte.

KNA

4. Juli 2018: Der Forscher wurde von der Katholischen Akademie Bayern mit dem Romano-Guardini-Preis für seine herausragenden Leistungen als Politik-Berater und öffentlicher Mahner ausgezeichnet.

Domradio

4. Juli 2018: Die Generalsekretärin der UN-Klimarahmenkonvention, Patricia Espinosa Cantellano, sagte, Edenhofer habe das Fundament für eine internationale Klimapolitik geschaffen.

Die Tagespost

4. Juli 2018: Der Potsdamer Klimaforscher Ottmar Edenhofer, Chefökonom am Potsdamer Institut für Klimafolgenforschung, steht neben einem Globus im Institutsgebäude in Potsdam.

Kathpress-Tagesdienst

4. Juli 2018: Mitten in Europa hätten „nationalistischer und ethnischer Wahnsinn“ zivilisatorische Standards zusammenbrechen lassen.

Münchener Merkur

5. Juli 2018: Im ersten Halbjahr 2018 seien 50 000 Flüchtlinge nach Europa gekommen – angesichts von 65 Millionen Menschen, die weltweit auf der Flucht seien, eine geringe Zahl.

Passauer Neue Presse

5. Juli 2018: Das Pariser Abkommen von 2015 und das darin verankerte Zwei-Grad-Ziel sind dem Bayern Edenhofer zu verdanken.

Allgäuer Zeitung

5. Juli 2018: Der Potsdamer Klimaforscher Ottmar Edenhofer, 57, hat gestern in München den Romano-Guardini-Preis in der Katholischen Akademie Bayern erhalten.

KNA

5. Juli 2018: Berliner Erzbischof würdigt Potsdamer Klimaforscher Edenhofer.

Potsdamer Neueste Nachrichten

5. Juli 2018: Europa könne die Kriege im Nahen Osten ebenso wenig ignorieren wie die ethnischen Konflikte und die Folgen des Klimawandels in Afrika.

OVB-online

5. Juli 2018: Der Niederbayer ist einer der führenden Klimaökonomien. Er beriet Papst Franziskus im Vorfeld der Umwelt-Enzyklika *Laudato sí* und war ein wichtiger Impulsgeber für das Pariser Weltklimaabkommen von 2015.

Passauer Neue Presse

11. Juli 2018: Für „hervorragende Verdienste um die Interpretation von Zeit und Welt auf allen Gebieten des geistigen Lebens“ ist der aus Gangkofen stammende Klimaforscher Ottmar Edenhofer in der vergangenen Woche in München mit dem Romano Guardini Preis der Katholischen Akademie Bayern ausgezeichnet worden.

Energiewirtschaftliche Tagesfragen

(2018) Heft 7/8: Die Generalsekretärin der UN-Klimarahmenkonvention, Patricia Espinosa Cantellano, sagte in ihrer Laudatio, Edenhofer habe das Fundament für eine internationale Klimapolitik geschaffen. Das Pariser Abkommen von 2015 und das darin verankerte Zwei-Grad-Ziel seien ihm zu verdanken. Von Edenhofer stamme die Idee, dass globale Gemeinschaftsgüter wie die Atmosphäre geschützt werden müssten.

Schlusswort aus Anlass der Verleihung des Romano Guardini Preises 2018 an Professor Ottmar Edenhofer

Reinhard Kardinal Marx

Verehrter, lieber Herr Edenhofer, liebe Familie Edenhofer, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Gäste dieses wunderbaren Festaktes, der uns inspiriert!

Danke für Ihre bewegende Rede, die alle Facetten von ermutigender Predigt, wissenschaftlicher Analyse und politischem Diskurs aufgegriffen hat. Daran können sich viele ein Beispiel nehmen, wie man interessant und in einem weiten Horizont Menschen bewegen kann, antreiben kann, inspirieren kann. Danke dafür! Uns ist deutlich geworden, was Sie bewegt.

Die erste Begegnung mit Professor Edenhofer, an die ich mich erinnere, war, so glaube ich, ein brieflicher Kontakt. Das ist sicher über zwölf Jahre her, als ich noch Präsident von *Justitia et Pax* war und Bischof von Trier, und er, wie er eben schon erzählt hat, die große Sorge hatte, dass sich im Vatikan und bei der Vorbereitung der Sozialenzyklika „*Caritas in veritate*“ möglicherweise hier und dort Personen zu Wort melden könnten, die in eine Richtung gehen, wie er sie eben geschildert hat, das heißt: zu leugnen, dass der Klimawandel von Menschen gemacht oder überhaupt verändert werden könnte. Daraufhin haben wir Kontakt aufgenommen, und Gott sei Dank ist ja dann – auch durch die Kongresse, wie Sie geschildert haben –, vieles deutlicher geworden.

Dann haben wir uns genau an dem Tag wieder getroffen, den er gerade geschildert hat. Das war zufällig, weil ich damals in Rom war, im Gästehaus Santa Marta. Wir hatten uns ein paar Jahre nicht gesehen, eher schriftlich wahrgenommen, und so musste ich zunächst fragen: Ich kenne Sie doch ... Ach, das ist ja der Edenhofer. Was machen Sie denn hier? „Ja, ich treffe den Papst.“ Und Sie haben vorhin erzählt, was dar-



Reinhard Kardinal Marx, Erzbischof von München und Freising

aus geworden ist und welche Bedeutung diese Begegnung hatte. Ich bin wirklich sehr beeindruckt von den Fragen, die Papst Franziskus in der Enzyklika *Laudato si* aufgegriffen hat.

Aber die Inspiration geht ja weiter. Als Erzbischof von München und Freising hat man ja zuweilen belastende Erlebnisse, Sorgen und Probleme. Manches lesen Sie in den Medien, aber nicht alles. Manches kommt auf den Schreibtisch, was nicht bekannt wird und trotzdem Sorgen macht. Aber es gibt eben auch viel Schönes – so etwa, als ich eben das Titelblatt des Programms für unseren Festakt gesehen habe, fiel es mir ein: die Einweihung der Zugspitzbahn. Das sind Ereignisse, die natürlich für einen Erzbischof von München und

Freising etwas Großartiges sind. Diese neue Zugspitzbahn mit den faszinierenden technischen Möglichkeiten, mit der einen Säule zwischen Tal und Bergspitze – ich war fasziniert, obwohl ich jetzt technisch nicht so unbedingt informiert bin – im Gegensatz zu meinem Bruder und meinen Neffen.

Was mich aber dann am meisten inspirierte, war nicht unbedingt die Technik. Das war auch schon spannend für mich: Vor der Einweihung gab es nämlich eine Einführung in die technischen Herausforderungen. Es sprach auch der zuständige Geologe, der in seiner Tracht dort stand, ein älterer Herr, der so anfing: „Meine Damen und Herren, die Zugspitze ist eine afrikanische Schönheit, die sich vor 130 Millionen Jahren auf den Weg hierher gemacht hat, und vor einigen tausend Jahren gab es noch einmal eine Erderschütterung, und seitdem sehen wir die Zugspitze, wie sie ist.“ Da ging durch meinen Kopf die Fantasie: Was ist das für ein einmaliges Geschehen, unsere Erde! Ich sage es oft auch den Firmingen: das Universum, unendlich groß, jedenfalls für unsere Verhältnisse. Dass es diese Erde gibt, diesen wunderbaren Planeten, ist, ich bin kein Mathematiker, aber ich vermute, mathematisch gesehen sehr unwahrscheinlich, absolut unwahrscheinlich. Bis jetzt haben wir nichts Vergleichbares in allen Weiten des Universums gefunden. Nichts Vergleichbares! Dass Sie auf der Welt sind, und Sie, ist mathematisch gesehen absolut unwahrscheinlich. Und dieser Planet ist etwas Einzigartiges!

Da können wir ja wenigstens einmal Dankeschön sagen! Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist das Zufall und sinnlos. Oder es ist gewollt, hat einen Wert, ist etwas Kostbares, Einmaliges, Unwiederholbares, dieser kleine Erdball, der in den unendlichen Weiten des Universums existiert. Ob es vielleicht noch anderes Leben gibt? Wir wissen es nicht; bisher haben wir keine Information, nichts. Und deswegen glaube ich, ist es wichtig, daran zu erinnern, wie wir mit diesem Erdball umgehen, mit dieser kostbaren Gabe, die uns gegeben ist, und mit dem kostbaren Geschenk unseres eigenen Lebens: etwas Wunderbares, Großartiges. Und daraus kommen die Impulse, von denen Sie auch gesprochen haben.

Romano Guardini schreibt das auch in seinem Werk. Ich will das nicht zitieren, ich kann das alles unterstreichen, und Papst Franziskus nimmt das ja auf.

Es geht eigentlich um eine neue Idee des Fortschritts. *Laudato si* inspiriert uns und macht uns deutlich, wir müssen eine neue Idee des Fortschritts haben, wie Romano Guardini an einer Stelle sagt: Nicht die technische Entwicklung und die ökonomische Entwicklung sind die einzigen Daten, um Fortschritt zu messen, sondern, wie es allen geht, wie das gute Leben sich fortsetzt, wie das Glück sich fortsetzt, die Schönheit, die Kultur, wie alle Elemente des menschlichen Lebens sich entfalten. Erst dann kann ich von einem wirklichen Fortschritt sprechen. Und es ist nicht von der Hand zu weisen, dass sich unsere Fortschrittsidee sehr oft auf das rein Ökonomische und Technische reduziert hat. Damit werden wir die Zukunft, wie wir Sie gerade von Ihnen noch einmal aufgerufen bekommen haben, nicht gewinnen. Wir werden an einer anderen Zukunft arbeiten müssen. Darum sind diese Zyklika und das, was Sie getan haben, lieber Herr Edenhofer, und was Sie weiter tun, von so unglaublich großer Bedeutung. Wir stehen nicht nur an Ihrer Seite; Sie stehen auch an unserer Seite. Danke dafür, dass Sie das auch noch einmal deutlich gemacht haben.

Umso trauriger bin ich dann, wenn ich manchmal in die politischen und kirchlichen Diskurse schaue: kleinkariert und eng! Wir verzetteln uns in neuen Nationalismen und ökumenisch nicht sehr weitreichenden kleinen Diskussionen. Und die Welt steht in Flammen, wir stehen vor großen Herausforderungen, wir müssen als Christen etwas tun, was Menschen zusammenführt. Aber manche Bewegungen sind heute eigentlich die, die wieder zurückführen in die kleinen Identitätsinteressen, in Selbstbehauptungsstrategien gegen andere. Welch ein Wahnsinn! Wir müssen diese Diskussion umdrehen, und da, meine ich, hat die Kirche eine besondere Aufgabe. Sie darf nicht auf der Seite derer stehen, die wieder ins Kleinkarierte zurückfallen und im Grunde die alten Gegensätze zelebrieren, mit dem Vorwand der Tradition. Das dürfen wir nicht zulassen.

Da müssen wir den großen Bogen aufnehmen, und das tut der Papst – auch mit Hilfe von Personen wie Ottmar Edenhofer. Sie haben den Preis verdient, herzlichen Glückwunsch! Wir arbeiten gemeinsam weiter. □

Die freie Rede wurde für die Drucklegung nur geringfügig bearbeitet.



Kardinal Friedrich Wetter freute sich mit Professor Edenhofer über dessen Auszeichnung.



Der Vortragssaal der Akademie war voll besetzt.

Akademiegespräch

Tradition suchen oder Tradition schaffen?

Rund 300 Offiziere und Offiziersanwärter waren am 13. März 2018 der Einladung zum 100. Akademiegespräch gefolgt. Die Veranstaltungsreihe, gemeinsam getragen von der Katholischen Militärseelsorge und der Katholischen Akademie Bayern, bietet den Soldaten aus süddeutschen

Bundeswehrstandorten seit den 60er Jahren zwei Mal jährlich interessante Vorträge und Diskussion. Prof. Dr. Hermann Rumschöttel, Honorarprofessor an der Neubiberger Bundeswehr-Universität, sprach auf der Jubiläumsveranstaltung zum Thema „Tradition“.

Bundeswehr und militärische Erinnerungskultur im 21. Jahrhundert

Hermann Rumschöttel

Wieviel Geschichte braucht der Soldat, wieviel Tradition brauchen Streitkräfte? Schon nach einem oberflächlichen Blick auf die Traditionspflege in europäischen und außereuropäischen Armeen gewinnt man den Eindruck, Streitkräfte, das Militär, Soldaten haben ein stärker ausgeprägtes geschichtliches Kontinuitätsbedürfnis, ein essentielleres Verlangen nach Tradition als andere berufliche und soziale Gruppen. Und wenn dies so ist, stellt sich die Frage, ob es hierfür Gründe gibt, die aus einem besonderen Charakter der militärischen Institutionen und der Kernaufgaben des Soldaten resultieren.

- Ist es die Privilegierung und Alleinstellung der bewaffneten Macht in Staat und Gesellschaft, die der Legitimation aus der Geschichte bedarf?

- Ist es die Dominanz der ständigen theoretischen und praktischen Vorbereitung auf nur sehr selten oder nie stattfindende Einsätze, dieses berufsspezifische „Vollgas mit aufgebockten Rädern“, das nach einem Ausgleich in den konkreten Kämpfen und Schlachten der Vergangenheit sucht?

- Ist es ein besonderes Verlangen nach Selbstgewissheit, Orientierung und mentaler Sicherheit angesichts der zum Berufsbild gehörenden, letztlich todbringenden Gewaltanwendung?

- Steckt dahinter eine Kompensation für einen im Kriegsfall jederzeit möglichen „verkürzten Aufenthalt in der Gegenwart“, verlängert der Soldat also mit der Vergangenheit sein vielleicht sehr kurzes Leben?

- Braucht man für die berufstypische Bereitschaft, sein Leben für andere einzusetzen, in besonderer Weise Orientie-



Prof. Dr. Hermann Rumschöttel, Generaldirektor der Staatlichen Archive Bayerns a. D., Honorarprofessor an der Universität der Bundeswehr

rung durch historische Leitbilder, Stabilisierung durch persönliche Vorbilder, Motivation aus der Geschichte?

Fragen, auf die man von unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen wie der Soziologie, der Psychologie, der Philosophie oder der historischen Forschung Antworten erwarten darf.

I.

Der Historiker stellt zunächst einmal fest, dass sich vielerorts ein besonderes, ein eigentümliches Verhältnis von Militär, Geschichte und Tradition beobach-

ten lässt und dass dieses Verhältnis trotz unterschiedlicher nationaler Ausprägungen Ähnlichkeiten aufweist. So, zum Beispiel, große Zeiträume übergreifende Kontinuitätslinien oder die Grundüberzeugung, dass eine Streitmacht ohne Traditionsbewusstsein perspektiv- und orientierungslos sei.

Bei den Streitkräften der deutschen Staaten bis zum Ersten Weltkrieg, bei der Reichswehr und der Wehrmacht ist der Befund ähnlich. Aber der fundamentale deutsche Kulturbruch der NS-Zeit und des Zweiten Weltkriegs hatte auch einen militärischen Traditionsbruch zur Folge. Ein führender Sicherheitsberater der Regierung Adenauer formulierte 1950 im Zusammenhang mit der Erarbeitung der Himmeroder Denkschrift, einem Gründungsdokument der Bundeswehr: „Das Wort Tradition wird keinen Platz im Vokabular des zukünftigen deutschen Soldaten haben.“

Doch auch wenn das Reformprogramm der westdeutschen Wiederbewaffnung nicht zu Unrecht als „Anti-Traditions-Konzept“ charakterisiert worden ist, war die Geschichte der Bundeswehr von Anfang an auch von der alten soldatischen Suche nach dem „gültigen Erbe“ beeinflusst. Gordon A. Craig hat die Traditionsfrage als das größte Problem der beginnenden Wiederbewaffnung Deutschlands bezeichnet.

In der deutschen Geschichte seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert lassen sich bei der Frage nach „Militär und Tradition“ drei Abschnitte mit unterschiedlicher zeitlicher Ausdehnung unterscheiden.

Da ist zunächst der lange, von den napoleonischen Kriegen und den sogenannten „Befreiungskriegen“ bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges reichende Zeitraum einer geradezu apologetischen Selbstgewissheit des Militärs. Diese ist durch eine zivil-militärische Wechselwirkung untrennbar verbunden mit einer positiven Einschätzung der eigenen Streitkräfte durch große Teile der Gesellschaft und durch die staatlichen Institutionen.

Zwar sind die Entwicklungen in den deutschen Staaten uneinheitlich und zum Teil phasenverschoben, aber fast überall wird im Deutschen Reich zwischen 1870/71 und 1914 ein Höhepunkt erreicht. Dieser ist gekennzeichnet von einer gesellschaftlichen Hochschätzung und Präsenz des Militärs, dann einem starken Selbstbewusstsein der Offizierskorps und der Generalität sowie einem erheblichen politischen Einfluss des Streitkräftekomplexes im Staat.

Veteranen- und Kriegerverbände sowie Regimentsvereine waren besonders mitgliederstark und prägten eine facettenreiche und prägnante öffentliche Militärkultur. Die Regimenter waren wichtigste Träger kriegerisch-vaterländischer und konservativ-monarchischer Traditionsstiftung in Preußen seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Wenckemeteling). Das gilt aber auch – mutatis mutandis – für Bayern, wo beispielsweise das Königlich Bayerische Infanterie-Leibregiment wenige Wochen vor dem Beginn des Ersten Weltkriegs mit einer großen öffentlichen Geschichtsparade im Park des Nymphenburger Schlosses sein hundertjähriges Jubiläum in historischen Uniformen feierte.

Ein erheblicher Teil der Legitimation dieses Systems, das vielfach als sozialer und politischer Militarismus beschrieben wird (und dem auch Elemente eines volkstümlichen „Folkloremilitarismus“ zugeschrieben werden dürfen), waren der Bezug auf kriegsgeschichtliche Leistungen der Armeen und einzelner Soldaten und auf die ruhmreiche Vergangenheit des Heeres mit ihren

Schlachten und Siegen, waren militärische Tradition und soldatische Erinnerungskultur, die im 19. Jahrhundert gleichsam nationalstaatlich akzeptiert, angeeignet und instrumentalisiert wurden.

Eine zentrale Rolle spielte dabei eine anwendungsbezogene, dem Ruhm, der Ehre, der Vermittlung von Vorbildern und der mentalen Aufrüstung verpflichteten Kriegsgeschichte. Formuliert und vermittelt wurde diese nicht von der sich ungefähr gleichzeitig historistisch professionalisierenden universitären Geschichtswissenschaft, sondern von einer innermilitärischen Deutungselite, die die Regimentsgeschichten schrieb oder in den entstehenden kriegsgeschichtlichen Abteilungen der Generalstäbe und der neuen Kriegsarchive die Vergangenheit der Heere aufarbeitete.

Eine inhaltliche Analyse der Regimentsgeschichten im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert lässt Kontinuität erkennen bei den Schilderungen der Heldentaten und der ruhmreichen Vergangenheit, den militärischen Ehr- und Ordnungsvorstellungen oder den monarchisch-konservativen Narrativen. Weitere Kennzeichen sind eine zunehmende Selektierung der Inhalte und eine wachsende Konzentration auf „das Positive“.

Mit den Einschränkungen, die sich aus der demokratischen Staatsform ergaben, gilt das bisher Gesagte auch für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, beispielsweise für die kriegsgeschichtliche Arbeit des am 1. Oktober 1919 nach der Auflösung des Großen Generalstabs errichteten pseudo-zivilen Reichsarchivs in Potsdam mit einem Personalstamm von rund 100 Offizieren oder für das ebenfalls in eine schein-zivile Dienststelle umgewandelte Bayerische Kriegsarchiv, beides Einrichtungen mit dem Auftrag, in die Gegenwart hineinwirkendes Gedächtnis für militärischen Tradition zu sein.

Mit Blick auf den Großen Generalstab, das Reichsarchiv und die Rückkehr des „Militarismus“ in der Weimarer Zeit formulierte Friedrich Meinecke 1946: „Und so lebenszäh war dieses Gebilde (der Große Generalstab), so fest geprägt der Menschentypus, den es hervorbrachte, dass es selbst den Versailler Frieden, der es zerstören wollte, überlebte durch getarnte Einrichtungen – etwa die des Reichsarchivs, in dem die Geschichte des Weltkriegs nun von den führenden Generalstäblern bearbeitet wurde. So konnte das Hunderttausendmannheer der Reichswehr mit dem Geiste dieses Generalstabs erfüllt werden, und dieses kleine Kadreheer der Reichswehr konnte dann wieder das Riesenheer des Zweiten Weltkriegs ins Leben rufen und einen Generalstab dafür schaffen, der die Tradition des früheren fortsetzte.“

Freilich hatten die Niederlage von 1918, das breite parteipolitische Spektrum der Weimarer Demokratie sowie die pluralistische werdende Gesellschaft die Medien- und Meinungsvielfalt in einem Zeitalter der Extreme auch Folgen für die Bewertung von militärischem Ruhm und soldatischer Ehre – Entwicklungen, die in der Reichswehr kritisch gesehen wurden. Der Übergang von der Reichswehr zur Wehrmacht, die wachsende Bereitschaft zur Unterstützung Hitlers, die Akzeptanz des nationalsozialistischen Staates und mehr und mehr auch die Zustimmung zur faschistischen Ideologie waren verbunden mit dem Wunsch nach der Rückgewinnung der Vorkriegsstellung der Streitkräfte in Staat und Gesellschaft, der Wiedererlangung des früheren Prestiges und der Restitution der „glänzenden militärischen Vergangenheiten“. Letztlich wirkten dann aber die Wehrmacht, ihre Führung und bewusst oder unbewusst auch



Die mit dem Namen Sigmund von Pranckh verbundene bayerische Heeresreform schuf nicht nur eine moderne Armee, sondern vor allem einen neuen Typ von Offizier durch die Verbindung von „Schwert und Feder“.

Foto: Bayerisches Hauptstaatsarchiv

viele Soldaten mit an der Zerrüttung und Pervertierung zentraler Elemente der überkommenen militärischen Traditionsvorstellungen.

II.

Die bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht und des Deutschen Reiches vom 7. Mai 1945 war scheinbar auch ein unconditional surrender der militärischen Tradition. Die „ruhmreichen militärischen Vergangenheiten“ schienen in der vermeintlichen Stunde Null mit der Wehrmacht untergegangen zu sein. Aber schon nach wenigen Jahren begann eine neue Phase soldatischer Erinnerungskultur und militärischer Geschichtspolitik im Zusammenhang mit den Vorbereitungen für den Aufbau westdeutscher Nachkriegstreitkräfte Ende der 1940er und zu Beginn der 1950er Jahre. Man könnte diesen bis in die jüngste Zeitgeschichte reichenden zweiten Abschnitt der Traditionsge- schichte als „Phase der schwebenden Unentschiedenheit“, des „Sowohl als auch“ oder der „Versuche einer Quadratur des Kreises“ überschreiben.

Mit einer sehr weiten Optik kann man dem Urteil Ulrich Herberts zustimmen, dass die enormen gesellschaftlichen und politischen Widerstände gegen die Gründung der Bundeswehr und die ständige Kontrolle durch die Alliierten wesentlich dazu beigetragen haben, dass die Formierung der westdeutschen Armee von einem klaren Bruch mit allen preußisch-deutschen Militärtraditionen begleitet war. Die Bewerber für Offiziersstellen wurden von einem Personalgutachterausschuss einer sorgfältigen Überprüfung unterzogen, bei der auch das Traditionsverständnis thematisiert wurde.

Die „ruhmreichen militärischen Vergangenheiten“ schienen in der vermeintlichen Stunde Null mit der Wehrmacht untergegangen zu sein.

Mit einer etwas engeren Optik wird erkennbar, dass die Wirklichkeit doch eher naturtrüb gewesen ist. Auf der erwähnten Himmeroder Tagung 1950 gelang es Wolf Graf von Baudissin nur nach Überwindung erheblicher Widerstände, die Feststellung in die Abschlussdenkschrift aufzunehmen, dass es darauf ankomme, „ohne Anlehnung an die Formen der alten Wehrmacht grundlegend Neues zu schaffen.“ Schon bald wurden auch öffentlich Gegenstimmen laut, so wenn der spätere Inspekteur der Marine Karl-Adolf Zenker im Januar 1956 die neue Bundesmarine fast bruchlos in die Tradition der Kriegsmarine und ihrer wegen Kriegsverbrechen verurteilten Oberbefehlshaber Raeder und Dönitz stellte. Zum ersten Mal wurde daraufhin die Traditionsproblematik im Verteidigungsausschuss des Bundestages erörtert. Auch der Personalgutachterausschuss war ein Sieb mit ziemlich großen Löchern.

Dass diese Widersprüche und Ambivalenzen keine innermilitärische Angelegenheit gewesen sind, zeigt beispielsweise eine gerade veröffentlichte Untersuchung über den ersten westdeutschen Bundespräsidenten Theodor Heuss und seine Haltung zum Militär. Da ist einerseits die Position einer kritischen Geschichtspolitik mit deutlicher Distanz zu den überkommenen Traditionen. Das alte militärische Ehr- und Würdegefühl sei durch das Eindringen nationalsozialistischer Denkgewöhnung fast vollkommen „erweicht“. Und weiter:



Foto: akg-images

General Hans von Seeckt – hier ein Bild, das ihn in Weimar zeigt – war von 1920 bis 1926 Chef der Heeresleitung der Reichswehr und damit höchster Offizier

in der Weimarer Republik. Führende Männer dieser kleinen Armee konnten dann die Wehrmacht, das Riesenheer des Zweiten Weltkriegs, ins Leben rufen.

„Die Linie Gneisenau-Moltke-Schlieffen (...) endet und verschwindet, zerfasert und geknickt, im vollen intellektuellen und moralischen Ungenügen, ein Körper, der wie wenige geschichtsmächtig war, stirbt, ohne dass der Ausgang auch nur ein geringes Symbol seiner Würde schafft.“ Jener miles gloriosus sei untergegangen, nachdem seine Hybris ihn zum Totengräber des Schicksals einer Nation gemacht hat. Heuss warnte vor der Mumifizierung soldatischer Erinnerungskultur, wie er sie bei sogenannten Traditionsverbänden erkenne. In der Führungsakademie der Bundeswehr stellte er 1959 in seiner großen Rede „Soldatentum in unserer Zeit“ apodiktisch fest: „Eine eigenständige, eine autonome preußisch-deutsche Militärgeschichte ist zu Ende; sie gibt es nicht mehr.“ Zugleich ermunterte er die Bundeswehr mit der Aufforderung: „Eine Tradition selber zu schaffen, ist viel schwieriger, aber auch großartiger, als sie in den Resten und Formen verjährter Gesinnung zu suchen und zu pflegen.“

Zugleich aber lässt sich bei Heuss eine Geschichtspolitik beobachten, die nach militärischen Traditionen sucht, die gleichsam als uneingelöstes Versprechen einer „unbeschädigten“ nationalen Vergangenheit verstanden werden können. Der Bundespräsident stellte sich eine Frage, die mehr und mehr auch von den Militärreformern diskutiert wurde, nämlich welche militärischen Tradi-

tionen für die Armee einer freiheitlich demokratischen Grundordnung herangezogen und vielleicht sogar Legitimationsquellen für die militärische Neuorientierung der Bundeswehr werden können. Der Traditionsbegriff wurde dabei auf das „gültige Erbe“ im Sinne „gültiger Werthaltungen“ konzentriert und bewusst von äußerlichen und zeitbedingten Konventionen geschieden. Freiheit, Recht und Menschenwürde waren zentrale Begriffe, die als gleichsam überzeitliche Anknüpfungspunkte auch aus dem Denken der preußischen Reformen um Stein und Scharnhorst, den Bürgersoldaten verschiedener Nationen, der Revolution von 1848/49 und dem militärischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus entwickelt wurden.

III.

Das von Heuss und den Reformern entworfene, aus als unbelastet verstandenen Traditionen entwickelte Bild von einem „Bürgersoldaten“ zeichnete die Angehörigen der Streitkräfte als freie, verantwortungsbewusste, von Wissen und Gewissen geleitete Staatsbürger. Diese traditionsskeptische Geschichtspolitik fand keineswegs ungeteilte öffentliche Akzeptanz. Dabei kam der Widerstand vor allem aus jenen Kreisen der Gesellschaft, die in den vergangenen Jahrzehnten die soldatische Überlieferung getragen hatten. „Nach der



Dr. Gesine Krüger, Kommandeurin der Sanitätsakademie der Bundeswehr, war die ranghöchste Soldatin beim Akademiegespräch und diskutierte engagiert mit.



Fernsehjournalist Dr. Alexander Seibold (re.) im Gespräch mit Walter Wakenhut, früherer Militärgeneralvikar. Alexander

Seibold drehte ein Video zur Veranstaltung, das auf dem YouTube-Kanal der Akademie zu sehen ist.



Professor Hermann Rumschöttel, auch Oberstleutnant der Res. a. D. (li.), und Generalmajor a. D. Bruno von Mengden, ehemaliger Befehlshaber im Wehrbereich VI.

Kriegsniederlage und bedingungslosen Kapitulation im Ansehen stark beschädigt, suchten gerade die ehemaligen Wehrmachtsangehörigen Orientierung an vermeintlich bewährten militärischen Traditionen“ (Ernst Wolfgang Becker).

Das war für Heuss und andere Anlass zu einer Integrationspolitik, mit der auch ehemalige Soldaten für die Bundesrepublik gewonnen werden sollten. Im Spannungsfeld zwischen der überkommenen militärischen Traditionspflege einerseits und den Stunde-Null-Ansätzen der Reformer sowie der weit verbreiteten Distanz zu allem Militärischen in der westdeutschen Bevölkerung andererseits suchte die Politik einen tragbaren Kompromiss. Dieser fand seinen konkreten Ausdruck in den sogenannten Traditionserlassen von 1965 und 1982.

Es kann hier nicht auf Einzelheiten der Inhalte und der bundeswehrinternen und öffentlichen Auseinandersetzung über die Texte oder auf die Diskussionen über die Namensgebung von Kasernen eingegangen werden. Zusammenfassend könnte man aber festhalten, dass eine kontroverse, ernsthafte

und manchmal auch quälende Auseinandersetzung mit soldatischer Erinnerungskultur, Geschichtspolitik für Streitkräfte und militärischer Traditionspflege ein Teil von Geschichte und Tradition der Bundeswehr ist, ein Teil, den man positiv sehen darf, trotz aller Probleme in Einzelfällen. Das schwere Erbe der deutschen Militärgeschichte, die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen seit 1945, der Zeitdruck, unter dem manche das Militär betreffende Entscheidungen getroffen werden mussten und die Probleme von Kontinuität und Kontinuitätsbruch, Ausgrenzung und Integration, geistiger Verankerung und militärischer Einsatzbereitschaft machen eine lange Phase der Kompromisse zumindest verständlich.

Eine gewisse „schwebende Unentschiedenheit“, unpräzise Antworten auf präzise Fragen, die immer wieder auch zu öffentlichen Diskussionen und zu Verunsicherung in den Streitkräften führten, hingen lange auch damit zusammen, dass die deutsche militär- und kriegsgeschichtliche Forschung sich nach 1945 jahrzehntelang in einer Art Schockstarre befand. Militärische Themen

waren für die inner- und außeruniversitäre Forschung vielfach ein belasteter Tabubereich, in dem man sich nur die wissenschaftlichen Finger verbrennen konnte.

Es war eine verständliche Erstarrung der Geschichtswissenschaft, die freilich die Folge hatte, dass die Aufarbeitung der deutschen Militärgeschichte und Militärtradition, die für die im Aufbau befindlichen Streitkräfte so wichtig gewesen wäre, erst sehr spät, vielleicht zu spät einsetzte. Viele historische Darstellungen der deutschen Geschichte verzichteten auf die Behandlung „des Militärs“ als Teil von Staat und Gesellschaft, und so prägten vielfach soldatische Erinnerungswerke und Selbstbiografien – etwa Erich von Mansteins 1955 erstmals erschienener Bestseller „Verlorene Siege“ – das Bild der jüngeren militärischen Vergangenheit und einer „sauberen Wehrmacht“. Für die Suche nach dem gültigen Erbe und den richtigen Traditionen der Vergangenheit fehlten der jungen Armee weithin die kritische wissenschaftliche Aufarbeitung vor allem der jüngeren deutschen Militärgeschichte, trotz des 1957/1958 errichteten Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Freiburg im Breisgau.

Ein weiterer Aspekt der „schwebenden Unentschiedenheit“ und der Formelkompromisse in der Traditionsproblematik soll hier noch angesprochen werden, nämlich die nachvollziehbare Nähe der Bundeswehr zu den Soldatenverbänden und zum 1919 aus der Gesellschaft heraus gegründeten Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Von ihrer Aufgabenstellung und Zielsetzung her hatten und haben diese Institutionen einen starken Bezug zu den Streitkräften der Vergangenheit, zu den Armeen des Wilhelminischen Reichs und des Ersten Weltkriegs, zur Reichswehr und zur Wehrmacht. Das hat naturgemäß andere Schwerpunkte beim Blick in die Vergangenheit zur Folge, als sie die Traditionsdiskussion in einer Parlamentsarmee unserer Tage haben kann. Hier gab und gibt es Rückkopplungen, die zu Verunsicherungen und Störungen bei der Erinnerungskultur der Streitkräfte führen können.

IV.

Wenn wir nun noch einen Blick auf aktuelle Entwicklungen werfen, so kann man den Eindruck gewinnen, als begänne in unseren Tagen eine neue Phase der Geschichte von soldatischer Erinnerungskultur und Geschichtspolitik für Streitkräfte in der Bundesrepublik. Erste Ansätze eines neuerlichen Paradigmenwechsels findet man im „Weißbuch 1985. Zur Lage und Entwicklung der Bundeswehr“, in dem der Verteidigungsminister eine Überprüfung und Änderung des Traditionserlasses ankündigte. Im Kapitel „Traditionspflege“ stand jetzt die Verankerung des Soldaten und der Streitkräfte in den konstitutionellen und geistigen Rahmenbedingungen der Gegenwart ganz im Vordergrund. Die Traditionspflege wurde als ein Aspekt dieser Verankerung verstanden. „Verbindliche Grundlagen für das Selbstverständnis des Soldaten der Bundeswehr sind die Wertordnung und das darin enthaltene Friedensgebot des Grundgesetzes, die Bindung an das Gewissen sowie das Leitbild der Inneren Führung, des Staatsbürgers in Uniform. Diese Grundlagen bestimmen auch das Traditionsverständnis der Bundeswehr.“

Gefordert wurde eine von den heutigen Werten ausgehende Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, eine Überprüfung überkommener Werte, Normen, Bräuche und Gepflogenheiten aus der Erfahrung der Gegenwart heraus. Als Beispiele menschlicher Bewährung und soldatischer Leistung, die

tradiert zu werden verdient, wurden genannt die Reformzeit des frühen 19. Jahrhunderts, Tapferkeit und Leiden deutscher Soldaten in Krieg und Gefangenschaft, der Widerstand gegen die NS-Gewaltherrschaft und die Soldaten der Bundeswehr, die ihr Leben einsetzten, um das Leben anderer zu erhalten. Diese bundeswehreigene Tradition wurde jetzt, ganz im Sinne des Zitats von Theodor Heuss von 1959, mit Nachdruck in den Vordergrund gestellt. „Die Bundeswehr kann auf eigene traditionswürdige Leistungen verweisen. Sie bestimmen ihr Selbstverständnis und ihr Bild in der Öffentlichkeit mehr noch als die Überlieferungen aus früherer deutscher Geschichte.“

Der 2018 in Kraft tretende, seit längerem sorgfältig und in breiten Diskussionen vorbereitete neue „Traditionserlass“ setzt hier an, profiliert einen „verfassungsorientierten Patriotismus“ als geistige Basis, die auch die Tradition zu bestimmen habe, behandelt intensiv und kritisch die großen Linien der deutschen Militärgeschichte, betont, dass es keine ungebrochene deutsche Militäradition gibt, findet klare abgrenzende Worte zur Wehrmacht und zur Nationalen Volksarmee, verweist auf die lange eigene Geschichte der Bundeswehr und ihrer Soldatinnen und Soldaten und legt ein Bekenntnis zum Geschichtswissen ab, das die Voraussetzung für eine wertorientierte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit sei.

Im Kapitel „Traditionspflege“ stand jetzt die Verankerung des Soldaten und der Streitkräfte in den konstitutionellen und geistigen Rahmenbedingungen der Gegenwart ganz im Vordergrund.

Wenn ich es richtig sehe, so haben der Primat und das Vetorecht einer kritischen Geschichtswissenschaft Anerkennung gefunden, einer Geschichtswissenschaft, für die militärgeschichtliche Themen seit geraumer Zeit ein immer selbstverständlicher werdender Teil der Gesamtbetrachtung geworden sind. Sie dient als Wegweiser bei der Suche nach der historischen Tiefenschärfe einer modernen Armee, nach Rolle und Inhalt von Traditionspflege im Gesamtrahmen der politischen, gesellschaftlichen und geistigen Verankerung der Streitkräfte im demokratischen Staat und in einer globalen Welt.

Dabei wären von der Armee eines Bundesstaates mehr als bisher nicht nur die preußisch-deutsche, sondern auch die teilstaatlichen Militärtraditionen, also die badische, die württembergische, die bayerische, die hessische, die sächsische usw. und ihre Bedeutung für die Streitkräfte eines föderalen Staates in den Blick zu nehmen. Mit zwei Beispielen aus der bayerischen Militärgeschichte soll das konkretisiert werden.

Erstens: Zu den innerbayerischen Umgestaltungsmaßnahmen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, also im und nach dem Zeitalter Napoleons, als das Neue Bayern entstand, gehörte auch die Modernisierung der Armee. Zu den wichtigsten Reformen der ersten Jahre gehörten die Abschaffung der Möglichkeit, Stellen zu kaufen, Beförderungen sollten künftig nach Verdienst und Dienstzeit erfolgen, die „Ehre der Waffen“ sollte allen Bevölkerungsschichten zuteilwerden, jeder Bewohner wurde als Verteidiger des Staates angesehen. Wichtige Verbesserungen gab

es bei Organisation, Bewaffnung und Ausrüstung der Armee. Das Kanton-Reglement von 1805 postulierte den Grundsatz der Wehrpflicht, seine Bedeutung lag jedoch vor allem in der Tatsache, dass der neue Staat damit eine moderne Wehrverfassung bekam, die 1808 in der Konstitution verankert und im Konskriptionsgesetz von 1812 den raschen Entwicklungen in napoleonischer Zeit angepasst wurde. Die Armee war aus den Staatsuntertanen zu rekrutieren.

Eine neue, mit dem persönlichen Adel verbundene Auszeichnung, der Militär-Max-Joseph-Orden, sollte zur Aufbruchsstimmung in der neuen Bürgerarmee beitragen. Er wurde nicht mehr vom Herrscher allein, sondern von einem Ordenskapitel vergeben. Unnötig hohe Opfer unter den Soldaten zur Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes wurden als Abschlussgrund gesehen. Auch eine Nationalgarde, neue Garnisonen, der Neubau von Kasernen, eine neue Uniform und neue Waffen waren Teil der Reformmaßnahmen für eine Armee, die beim Regierungsantritt Max Josephs eine Stärke von 16.000 Mann hatte und 1815 mit rund 90.000 Soldaten die Höchststärke erreichte.

Bayerns politische Erfolge, die erheblichen Gebietsgewinne, die Erhebung zum Königreich, der deutliche Souveränitätszuwachs im Inneren, gerade auch in der Rheinbundzeit nach 1806, beruhten zu einem wesentlichen Teil auf dem neu aufgebauten Heer, das sowohl die Gegner als auch die Verbündeten als machtpolitischen Faktor anerkannten. Mindestens so wichtig war es, dass die Militärverfassung im Inneren des heterogenen Bayerns die politische und soziale Integration der neuen Landesteile vorantrieb und wesentlich zur Ausbildung eines neu- oder gesamt-bayerischen Bewusstseins – über alle altbayerischen, schwäbischen, fränkischen und pfälzischen Unterschiede hinweg – beitrug.

Und ein zweites Beispiel: Die mit dem Namen Sigmund von Pranckh verbundene bayerische Heeresreform nach dem verlorenen Krieg von 1866 schuf nicht nur eine moderne Armee, sondern vor allem einen neuen Typ von Offizier durch die Verbindung von „Schwert und Feder“. Voraussetzung für die Aufnahme ins Offizierskorps wurde das Abitur; die Lehrpläne der neuen militärischen Bildungseinrichtungen, insbesondere der bayerischen Generalstabsausbildung, hatten ein enormes Niveau. In Preußen und auch im Reichstag sah man das nicht nur mit Freude, in Bayern hatte es aber unter anderen die Folge, dass Offiziere auf den unterschiedlichsten geistes-, natur- und technikwissenschaftlichen Feldern bemerkenswerte Leistungen erbrachten.

V.

Die Bundeswehr ist aber nicht nur die Armee eines föderalen Staates mit seinen unterschiedlichen geschichtlichen Entwicklungen, sondern auch eine Armee in internationaler Verflechtung. Somit wären bei der Traditionsdiskussion auch transnationale Aspekte, eine transnationale Militärgeschichte zu berücksichtigen. Der in Berlin, Potsdam und anderswo immer noch vorherrschende deutsch-nationale Geschichts- und Traditionsblick ist eine Engführung, die zur Irreführung werden kann.

Auch andere aktuelle Entwicklungen haben Folgen für die Traditionspflege, über die man reden muss: der Wandel der Wehrpflichtarmee zur Berufsarmee, dann die militärische Männlichkeitstradition und die Genderproblematik in einer Armee mit wachsendem Frauenanteil, Kampfeinsätze, Soldatentod und anderes mehr.

Der neue Traditionserlass betont Gegenwart und Zukunft der Bundeswehr



Foto: akg-images

Wolf Graf Baudissin (li.) gilt als Vater des soldatischen Leitbildes vom „Bürger in Uniform“. Dieses Foto zeigt den Offizier im Rang eines Obersts im Juni

1958, als er die Leitung der Unterabteilung „Innere Führung“ an seinen Nachfolger Oberst Hennig Wilcke übergab.

und spricht der Geschichte vor allem eine dienende Rolle zu. Sie ist eine Art Steinbruch für Traditionspflege, Leitbildentwicklung und Vorbildsuche. Das kann man so lassen, wenn dabei nicht aus dem Blick gerät, dass die Kenntnis der Vergangenheit in ihrem ganzen Umfang, mit ihren Höhen und Tiefen, den Positiven wie dem Schrecklichen unverzichtbare Voraussetzung für Orientierungssicherheit in der Gegenwart und Wegweiser auf dem Weg in die Zukunft ist. Traditionspflege und Leitbilder sind

das Eine, unsere Geschichte das Andere. Beides gehört zusammen. Oder um es konkret an einem Beispiel auszudrücken, man muss nicht nur wissen, dass Wehrmacht und Nationale Volksarmee für eine Traditionspflege der Bundeswehr ausscheiden, man muss auch wissen, warum das so ist.

Unsere Ausgangsfrage „Tradition suchen oder Tradition schaffen?“ postuliert keine Gegensätze. Stellt man „Tradition schaffen“ in den Vordergrund, also die möglichst gute, vorbildhafte

Erledigung der soldatischen Aufgaben in unserer und für unsere freiheitliche Demokratie, dann will man erreichen, dass in Zukunft diese als Tradition anerkannt werden und weiterwirken kann. Und so wie heutiges vorbildliches militärisches Handeln traditionsbildend wirken kann, so können historische Vor- und Leitbilder Wegbegleiter und Wegweiser sein. Die neuen Richtlinien des Verteidigungsministeriums sind ein zeitgemäßer Rahmen für die nötige Suche in der Geschichte. □

„System Error“ und „Elternschule“

DOK.fest 2018: zwei Filme in der Akademie

Die Kooperation zwischen dem DOK.fest München und der Katholischen Akademie Bayern feierte in diesem Jahr ihr 10-jähriges Jubiläum. Deshalb, gleich am Anfang: dem Leiter des DOK.fest, Daniel Sponsel: ein herzlicher Dank für die tolle Zusammenarbeit.

Wie in den Jahren zuvor hatte sich die Akademie entschieden, an zwei Tagen Spielort des DOK.fest zu sein. Am Freitag, den 4. Mai, wurde der Film „System Error“ des renommierten Dokumentarfilmers Florian Opitz gezeigt. Da der Regisseur aufgrund der offiziellen Deutschlandpremiere des Films am selben Abend in Köln nicht anwesend sein konnte, war Dr. Werner Veith, Akad. Oberrat am Lehrstuhl für Christliche Sozialethik der LMU München und Mitherausgeber des „Handbuch Theologie und populärer Film“, für ein Gespräch nach dem Film eingeladen worden. „System Error“ war im Rahmen des DOK.fest bereits an zwei anderen Spielorten gelaufen, zog aber nun nochmals 230 Teilnehmerinnen und Teilnehmer in den Vortragssaal der Akademie.

In dieser seiner neuesten Dokumentation setzt sich Florian Opitz mit dem Kapitalismus auseinander, der heute, wie es einige, den Film unterlegende Zitate von Karl Marx vorausschauend andeuten, alle Lebensbereiche bestimmt und ewigen Wachstumszwang diktiert. Alle sehen, dass die Ressourcen der Erde schwinden und die Umwelt immer mehr kaputtgeht, aber trotzdem ist der Widerstand gegen die kapitalistische Art der Warenproduktion gering. In „System Error“ zeigt Opitz die Perspektive derjenigen Menschen, die den Kapitalismus bestimmen – und die ihn kritisieren. Er interviewt unter anderem den Hedgefonds-Manager und ehemaligen Trump-Berater Anthony Scaramucci, den Chef von Airbus in China, Eric



Mehr als 200 Filmfreunde waren zum Abend mit dem Film „System Error“ gekommen.

Chen, den ehemaligen Hauptgeschäftsführer des Bundesverbands der Deutschen Industrie, Markus Kerber, den größten Hühnerproduzenten Brasiliens, Carlos Capeletti, und den Ökonom und Wachstumskritiker Tim Jackson.

Der Film wurde vom Publikum mit viel Applaus aufgenommen. Dr. Veith

fasste die Hauptthesen des Films zunächst in einem kurzen Statement zusammen und diskutierte anschließend mit dem Publikum über wirtschafts- sowie sozioethische Fragen.

Einen weiteren Film zeigte die Akademie am Freitag, den 11. Mai, diesmal „Elternschule“ von Jörg Adolph und

Ralf Bücheler. Hier hatten sich nochmals 190 Teilnehmerinnen und Teilnehmer eingefunden, um mit den Regisseuren sowie einem der Protagonisten des Films persönlich zu diskutieren.

„Elternschule“ porträtiert Eltern, die am Rande eines Nervenzusammenbruchs stehen und die in der Kinder- und Jugendklinik Gelsenkirchen lernen, ihren Kindern liebevoll, aber konsequent Grenzen zu setzen. Doch dieser Weg erfordert einen langen Atem: Die Kinder schreien, verweigern das Essen oder bleiben in demonstrativer Hilflosigkeit am Boden liegen. Mit großem Feingefühl und ohne Kommentar begleiten Jörg Adolph und Ralf Bücheler einige Familien durch die mehrwöchige stationäre Therapie in der Abteilung für pädiatrische Psychosomatik. Die Zuschauer werden Zeugen, wie Dietmar Langer und sein Team es schaffen, Eltern und Kinder Schritt für Schritt aus einem zermürbenden Teufelskreis zu führen.

Auch hier ließ der langanhaltende Applaus große Zustimmung zum Filmthema vermuten. Im Gespräch erzählten die Regisseure von den Dreharbeiten, der Zusammenarbeit mit den Eltern, den Kindern und dem Klinikpersonal und von dem großen Vertrauen, das sie dort erfahren hätten. Dietmar Langer, seit 1991 Klinischer Psychologe an der Kinder- und Jugendklinik Gelsenkirchen und inzwischen leitender Therapeut der dortigen Abteilung für pädiatrische Psychosomatik, Allergologie und Pneumologie, erzählte von seiner Arbeit und beantwortete sehr viele, auch durchaus kritische Rückfragen.

Für die kommenden zehn Jahre bleibt die Hoffnung auf viele weitere solch anregender Filmabende.

Astrid Schilling



Jörg Adolph, Ralf Bücheler und der Klinische Psychologe Dietmar Langer (v.l.) erzählten über ihr Filmprojekt „Elternschule“ sowie über die Arbeit mit Eltern und Kindern.

Philosophischer Meisterkurs 2018

Sokrates spielt eine entscheidende Rolle in der abendländischen Philosophiegeschichte – in erster Linie durch sein Leben und Wirken, aber auch durch seine Verurteilung zum Tode in Athen. Doch wurde Sokrates zu Recht verurteilt? Dieser Frage ging die Katholische Akademie Bayern in Zusammenarbeit mit der Hochschule für Philosophie München im Rahmen

ihres Philosophischen Meisterkurses nach, der am 26. und 27. Juni 2018 bereits zum fünften Mal für ausgewählte Studierende angeboten wurde. Zu Gast war diesmal Katja Maria Vogt, Professorin an der Columbia-Universität in New York. Titel ihres öffentlichen Vortrags: „Ist Sokrates schuldig?“

Ist Sokrates schuldig?

Katja Maria Vogt

I. Sokrates' Rolle in der westlichen Ethik

Ist Sokrates schuldig? Seit langem unbestritten gilt Sokrates als eine entscheidende Figur in der Geschichte westlicher Ethik. Seine Rolle wird manchmal in einem Atemzug mit der von Jesus genannt. Bei allen Unterschieden ist die Verbindung beider Figuren nicht ganz abwegig, und zwar in folgender Hinsicht. Sokrates' Botschaft ist, dass nichts im Leben wichtiger ist als die Sorge um die eigene Seele. Mit anderen Worten, nichts ist auch nur entfernt so wichtig wie sich zu fragen, wie man leben soll. Um seine Seele kümmert man sich, wenn man darüber nachdenkt, was im Leben wichtig ist und wie man sein Leben so einrichten kann, dass man ein guter Mensch ist. Diese Fragen, so der Gedanke, sind schwierig. Sie sind sogar so schwierig, dass man ihnen gewissermaßen sein Leben widmen muss.

Damit haben wir zwei Prämissen:

(1) Wertfragen sind für jeden wichtig.
(2) Wertfragen sind schwierig. Dies ist eine bemerkenswerte Kombination. Manchmal denken wir, das Wichtige ist einfach, vielleicht weil es auf der Hand liegt. Und manchmal denken wir, das Schwierige kann den Experten überlassen werden. Entgegen dieser Ideen sagt die Sokratische Ethik: nein, Wertfragen gehen jeden an, und sie sind schwierig. Aus der Kombination dieser Prämissen entsteht, so werden wir sehen, ein spezifischer Ansatz in der Ethik.

Sokrates ist bekannt dafür, nichts geschrieben zu haben und keine Theorien vertreten zu haben. Er betont, zu den großen Fragen keine abschließenden Ansichten zu haben. Was ist gut? Was ist die Seele? Was sind die Götter oder wer ist Gott? Was ist das Universum? Was ist unsere Rolle in der Natur? All dies sind Fragen, die aus Sokrates' Sicht eine gewisse Ehrfurcht verlangen. Sie



Prof. Dr. Katja Maria Vogt,
Columbia University, New York

sind zu groß, als dass man einfach so Antworten zur Verfügung hätte. Stattdessen stellt sich heraus, dass das beste menschliche Leben dem Fragen und Untersuchen gewidmet ist.

Eine ethisch geforderte Einstellung ist dann, explizit und demonstrativ, eine Einstellung des Suchens, nicht eine Einstellung, in der man davon ausgeht, im Besitz von Wahrheiten über das Gute und Gerechte zu sein. Dies ist der distinkte Beitrag, den Sokrates zur Ethik leistet: mit ihm entsteht der Gedanke, dass das Suchen und Versuchen schon in sich eine gute Sache ist, weil es eine Verpflichtung auf die Werte von Wahrheit und Wissen ausdrückt. Historisch hat diese Haltung viele Generationen von antiken Denkern beeinflusst, die in verschiedenen Variationen der Meinung

sind, dass ein Leben, das man der Untersuchung widmet, das beste Leben für Menschen ist. In der Geschichte theologischen Denkens findet sich diese Idee etwa bei Augustinus wieder, der die Suche nach Gott als ein Leben versteht, das in sich gut ist, auch wenn die Suche andauert.

Aus der Distanz mögen wir Sokrates also als Held sehen – als jemanden, der die Werte von Wahrheit und Wissen relevant gemacht hat für das Leben jeder einzelnen Person. Im gegebenen historischen Kontext jedoch war Sokrates unbequem. Die Athener Aristokratie denkt, dass sie weiß, wie man leben soll. Die Priester Athens sind überzeugt, dass sie wissen, wer und was die Götter sind und wie eine fromme Person lebt. Da ist es nicht willkommen, dass Sokrates den jungen Leuten „einredet“, all dies seien offene Fragen. Unsere eigene Reaktion heute wäre möglicherweise ähnlich. Vielleicht würden wir in Sokrates eine Art falschen Propheten sehen, der die Jugend vom rechten Weg abbringt.

Mein Vortrag heute nimmt den Fall Sokrates zum Anlass, über Dissens in Wertfragen nachzudenken. Die Causa Sokrates ist bemerkenswert, u.a. weil wir bis heute geteilter Meinung darüber sein können, ob Sokrates zu Recht oder Unrecht zum Tode verurteilt wurde. Ich will dafür argumentieren, dass gerade dieser Aspekt Platon interessiert. Anders als Sokrates hat Platon zwar geschrieben. Auch er jedoch schreibt keine Texte, in denen er Theorien formuliert und vertritt. Seine Texte haben die Form von Dialogen. Er erfindet gewissermaßen die Gesprächspartner, und eine der wichtigsten Figuren in seinen Dialogen ist Sokrates. Sokrates steht hier für die eingangs skizzierte Einstellung. Es ist das Wichtigste überhaupt für Menschen über ihr Leben zu reflektieren und auf diese Weise zu versuchen, besser zu leben. Sokrates als Figur verkörpert damit die Schwierigkeit und Strittigkeit von Wertfragen. Denn was ist ein gutes Leben? In einigen von Platons Dialogen geht es direkt um Sokrates' Verurteilung. Hier wird Sokrates' unkonventionelles Leben selbst zum Beispiel dafür, wie uneinig wir uns darüber sind, was gut und schlecht ist.

Heute will ich diesen Fragen in einem Dialog nachgehen, dessen Titel *Euthyphron* ist. *Euthyphron*, ein Priester, ist Sokrates' Gesprächspartner, und nach ihm ist der Dialog benannt. Mein Vortrag hat vier Abschnitte. Zunächst frage ich Sie, ob Sokrates schuldig ist, und erkläre die Anklage, die gegen ihn vorliegt, damit Sie sich in der Lage fühlen, die Titelfrage dieses Vortrags zumindest vorläufig zu beantworten. In einem zweiten Schritt vertrete ich eine sokratische Position dazu, warum Wertfragen nicht nur strittig sondern auch inhärent schwierig sind. Dann stelle ich Ihnen Platons Analyse von Wertdissens vor, mit besonderer Rücksicht auf einen Vergleich, der bis heute in der Ethik diskutiert wird – den Vergleich von Ethik und Mathematik. Es ergeben sich, und damit schließe ich, zwei Sokratische Vorschläge dazu, wie wir mit Wertdissens umgehen sollten.

II. Erster Wahlgang

Zuerst möchte ich also ein Experiment in Gang setzen. Ich möchte Sie zum Wählen auffordern, so als ob Sie die Jury in Athen wären, die darüber entscheidet, ob Sokrates schuldig ist. Dieses Experiment ist beliebt bei Antike-Forschern und Sie sind nicht das erste Publikum, das als Jury wählt. Und seien Sie gewarnt. Am Ende des Vortrags werden Sie noch einmal abstimmen. Hier also ist eine Liste der Anklagepunkte:

(1) Naturwissenschafts-Vorwurf

Nennen wir den ersten Anklagepunkt – etwas anachronistisch – den Vorwurf, dass Sokrates Naturwissenschaft betreibt. Ihm wird vorgeworfen, die Dinge im Himmel und unter der Erde zu studieren. Aus antiker Sicht ist dies ein Sakrileg, weil beides göttliche Regionen sind. Zeus herrscht im Himmel, Hades unter der Erde. Der Naturwissenschafts-Vorwurf wird auch gegen die Vorsokratiker oder frühgriechischen Naturphilosophen erhoben. Die Kritik lautet, dass die natürliche Welt als bloßes Material analysiert wird. Dies ist blasphemisch, weil jedes Element – Feuer, Wasser, Luft, Erde – aus Sicht griechischer Religion mit Gottheiten assoziiert ist.

(2) Blasphemie-Vorwurf

Deshalb ist der Naturwissenschafts-Vorwurf eng verbunden mit einem zweiten Anklagepunkt, einem generellen Blasphemie-Vorwurf. Sokrates erfindet, so sagen seine Gegner, eigene Gottheiten. Dieser Vorwurf beruht darauf, dass Sokrates die traditionellen griechischen Gottheiten ablehnt, aber doch mit Ehrerbietung von Göttern spricht. Die Götter, von denen er spricht, müssen also wohl seine eigenen sein.

(3) Sophisten-Vorwurf

Drittens wird Sokrates vorgeworfen, ein Sophist zu sein. Sophisten sind eine Art Wander-Intellektuelle, die in griechischen Städten ihre Dienste als Lehrer für die Jugend anbieten. Wenn Eltern sie für den Unterricht bezahlen, so die Aussicht, dann werden die Söhne erfolgreiche und mächtige Personen in der Politik. Dieses Versprechen wird als aufrührerisch wahrgenommen. Die traditionelle Auffassung in der Aristokratie ist, dass man qua Geburt zu einem erfolgreichen Athener wird; man wird in die Gruppe der Führenden hineingegeben und wächst auf, geleitet vom Vorbild der vorherigen Generation. Sophistische Lehrer stören hier. Sie sind anti-aristokratisch, weil ihre Botschaft impliziert, dass man durch Studium, nicht durch Geburt, zu einer führenden Person im Staat wird. Der Vorwurf gegen Sokrates ist also, dass Sokrates genau wie die Sophisten andere für Geld ausbildet; und dass er dabei Techniken von Frage und Antwort verwendet, die ihn befähigen, in jeder Diskussion die Oberhand zu gewinnen. Dies ist eine spezifisch sophistische Sache: die Fähigkeit, aus dem schwächeren Argument das stärkere zu machen und dies auch anderen beizubringen.

(4) Verführung der Jugend-Vorwurf

All dies spielt zusammen im vierten und letzten Vorwurf, nämlich dass Sokrates die Jugend verführt. Er verdirbt sie, indem er mit seinen Schülern naturwissenschaftliche Fragen studiert; indem er über Götter redet, die nicht die traditionellen Götter sind; und indem er eine Methode von Frage und Antwort – von philosophischer Untersuchung – praktiziert, die darauf abzielt, Gesprächspartnern überlegen zu sein.

Dies also sind die vier Vorwürfe. Nach allem, was Sie über Sokrates wissen, und sozusagen „Hand aufs Herz“: Wenn Sie sich ehrlich fragen, wie Sie Sokrates sehen würden, bevor Jahrtausende der historischen Distanz ihn glorifizieren – wie würden Sie als Mitglied der Jury abstimmen? Ist Sokrates schuldig? Ist Sokrates unschuldig?

III. Zwei Ebenen

Manche von Ihnen haben gezögert, wie Sie abstimmen sollen. Fragen wir uns mit Hilfe von Platons *Euthyphron*, warum man zögern mag bei dieser Abstimmung. Ihre Rolle ist ja die der Jury.



Diskutierten nach dem Referat: Dr. Ludwig Jaskolla, Dozent für Philosophie des Geistes an der Hochschule für Philosophie, Prof. Dr. Monika Betzler, Lehrstuhlinhaberin für Praktische

Philosophie und Ethik an der LMU München, Prof. Dr. Godehard Brüntrup SJ, Vizepräsident der Hochschule für Philosophie, und die Referentin Prof. Dr. Katja Maria Vogt (v.l.n.r.).

Wie in einem Rechtsstreit heute begegnen Sie damit dem Problem, dass es gewissermaßen zwei Ebenen gibt. Wir können fragen: „Ist Sokrates schuldig im Sinne der Anklage und des geltenden Rechts?“ Wir können aber auch fragen: „Ist Sokrates schuldig?“ Nehmen wir an, dass Sokrates in allen Anklagepunkten das tut, was ihm vorgeworfen wird. Er betreibt Naturwissenschaft, glaubt nicht an die traditionellen Götter, unterrichtet Methoden von Argumentation, die nicht unähnlich zu denen der Sophisten sind, und führt seine Schüler weg von deren traditioneller Ausbildung und Lebenseinstellung. Nehmen wir weiter an, dass all dies nach den geltenden Gesetzen Unrecht ist. So beschrieben ist Sokrates in allen vier Punkten schuldig. Dies ist aber vereinbar damit, dass er nichts Falsches macht. Denn freilich kann es gut sein, Himmel und Erde zu erforschen, das traditionelle Götterbild zu verwerfen, Methoden der Untersuchung zu unterrichten, und damit Jugendliche für ein neues Lebensmodell zu gewinnen. Sokrates kann also gleichwohl schuldig im Sinne des geltenden Rechts und unschuldig in einem fundamentalen Sinne sein.

In einem Gerichtsverfahren sind wir unweigerlich mit beiden Fragen befasst. Wir müssen nach geltendem Recht entscheiden. Gleichzeitig fragen wir uns, ob der Angeklagte in einem fundamentalen Sinn wirklich etwas Falsches getan hat. Keine von beiden Perspektiven kann einfach aufgegeben werden. Idealerweise, so mögen wir denken, ist in einem Staat das legal, was auch wirklich richtig ist. Das ist der erste von drei Gründen, die ich dafür anführen will, dass Wertfragen schwierig sind: wir müssen typischerweise auf zwei Ebenen navigieren, von denen eine fundamental ist als die andere. Indem der Dialog *Euthyphron* mit einer Skizze von Sokrates' Rechtsfall beginnt, führt er uns den Kontrast dieser beiden Ebenen vor Augen. Wir wissen, dass Sokrates schuldig gesprochen wurde, und vermeintlich nach der geltenden Rechtslage zurecht. Und doch ist für uns die Frage offen, ob er wirklich schuldig war.

Im Verlauf des Dialogs stellt sich zudem heraus, dass die Werteigenschaft „fromm“ strukturell so funktioniert wie die Werteigenschaft „legal“. Beides sind Werte „zweiter Ordnung“, die fundamentalere Werte voraussetzen; oder zumindest ist das die Analyse, die Platon nahe-

legt. Idealerweise erklärt unser Rechtssystem das für legal, was wirklich gut und richtig ist. So ähnlich mag man denken, dass man nur an Götter glauben kann, die von Menschen das erwarten und das als fromm sehen, was wirklich gut und richtig ist (statt etwa an Götter, die sich dadurch auszeichnen, Betrug, Raub und Vergewaltigungen zu begehen).

IV. Big-Picture-Fragen

Wenden wir uns einem zweiten Grund zu, weshalb Wertfragen schwierig sind. Nennen wir ihn den Big-Picture-Grund: Wertfragen haben es oft mit sehr umfassenden Fragen zu tun. Am Anfang des Dialogs treffen sich Sokrates und Euthyphron zufällig auf der Treppe des Gerichtshauses. Euthyphron fragt Sokrates: „Was machst Du hier?“ Sokrates antwortet, dass ein junger Mann namens Meletus eine Anklage gegen ihn eingereicht hat, weil er die Jugend verderbe. Weiter sagt Sokrates, dass Meletus hier ein zweifaches Wissen in Anspruch nimmt. Meletus behauptet zu wissen, was die Jugend verdirbt und wer die Jugend verdirbt. Nennen wir das ein allgemeines und ein partikuläres Wissen. Meletus weiß vermeintlich, was schlecht für die Jugend ist. Aus Sokrates' Sicht ist das ein enormes Wissen. Es ist nämlich das Wissen davon, was gut und schlecht für Menschen ist. Zusätzlich weiß Meletus etwas Spezifisches. Er weiß, wer – nämlich vermeintlich Sokrates – das tut, was im Allgemeinen etwas Schlechtes ist. Diese Unterscheidung zwischen Allgemeinem und Partikulärem werden wir später noch brauchen. Zunächst aber halten wir Folgendes fest. Die Frage, ob Sokrates schuldig ist, nicht nur im Sinne der Anklage, sondern in der fundamentalen Weise, dass er wirklich Falsches tut, hängt letztlich davon ab, was gut und was schlecht für Menschen ist. Dies ist eine umfassende Frage, die bis heute Gegenstand kontroverser Diskussion ist. Es sollte also keine Überraschung sein, dass wir uns nicht einig sind, ob Sokrates schuldig ist.

V. Singularität

Sokrates fragt zurück, an Euthyphron gerichtet: „Und was bringt Dich hier zum Gericht?“ Als geübte Platon-Leser sind wir gewarnt. Ein kontroverser Fall wurde bereits eingeführt, die Causa Sokrates. Zwei Gründe dafür, dass

Wertfragen schwierig sind, haben wir schon kennen gelernt – den Zwei-Ebenen-Grund und den Big-Picture-Grund. Nun kommt der dritte Grund, nennen wir ihn den Singularitäts-Grund: wenn wir uns in Wertfragen eine Meinung bilden, ist der Anlass oft ein singulärer Fall. Dies wird besonders deutlich, wenn wir Euthyphrons juristisches Anliegen betrachten.

Euthyphrons Vater hat einen Arbeiter, der betrunken einen anderen getötet hat, weggesperrt. Allerdings hat er vergessen, ihm Essen und Trinken zu bringen und ihn angekettet, weshalb der Mann gestorben ist. Euthyphrons Vater hatte gute Absichten: er wollte juristischen Rat einholen, was mit dem trunkenen Angreifer zu tun sei. Euthyphron ist nun überzeugt, dass er seinen Vater des Mordes anklagen muss. Dies wiederum finden andere in seiner Familie schrecklich. Sie sind der Meinung, dass man den eigenen Vater nicht anklagt.

Platon führt hier einen Fall vor, dessen Singularität nicht zu unterschätzen ist. Euthyphrons Anklage ist der *einzig* belegte Fall in der Athener Rechtsgeschichte, in dem ein Sohn seinen Vater anklagt. Der Fall gilt deshalb als spektakulär. Betrachten wir, wie unsere drei Gründe für die Schwierigkeit von Wertfragen hier relevant sind. Erstens können wir unterscheiden zwischen einer kulturellen Ebene, der zufolge es undenkbar ist, sich gegen den eigenen Vater zu wenden, und einer grundlegenden Ebene, auf der es möglicherweise richtig ist, eine Straftat anzuzeigen, auch wenn sie vom eigenen Vater begangen wurde. Das ist der Zwei-Ebenen-Grund. Der Big-Picture-Grund ist ebenso einschlägig, denn wir haben es mit fundamentalen Wertfragen zu tun. Was ist wichtiger, dass hier jemand ein Verbrechen begangen hat, oder dass dieser jemand der eigene Vater ist? Entsprechende Fragen gehören bis heute zu den schwierigsten der Ethik. Müssen wir unsere Handlungen von einem unparteilichen Standpunkt aus begründen, wie Euthyphron denkt? Oder ist eine gewisse Form von Parteilichkeit gegenüber Familie und Freunden ethisch erlaubt, vielleicht sogar gefordert?

Drittens kommt der Singularitäts-Grund hinzu. Nehmen wir an, wir sind uns alle einig, dass allgemein Mord ein schlimmes Verbrechen ist, und dass Mörder vor Gericht gebracht werden sollten. Dies ist gut damit zu vereinbaren, dass wir uns nicht einig sind, wer

im einzelnen als Mörder zu gelten habe. Hat Euthyphrons Vater wirklich einen Mord begangen? Oder war es Totschlag? Oder fahrlässige Tötung? Was wird aus der guten Absicht, juristischen Rat zu holen? Die Fallbeschreibung hat viele Facetten, so dass wir uns vorstellen können, dass man für unterschiedliche Positionen argumentieren kann.

VI. Dissens in Wertfragen

So beginnt der Dialog *Euthyphron*: mit Beispielen, die die Strittigkeit von Wertfragen erhellen, indem sie darauf hinweisen, warum Wertfragen so schwierig sind. Angesichts dieses Beginns sollte es uns nicht überraschen, dass der *Euthyphron* eine ausführliche Analyse von Dissens enthält. Sokrates und Euthyphron kommen ins Gespräch, und zwar über Euthyphrons Spezialgebiet. Als Priester ist Euthyphron ein Experte für Frömmigkeit und alles, was mit den Göttern zusammenhängt. Er verstrickt sich allerdings in ein Problem. Einerseits scheint ihm, dass das Fromme das ist, was die Götter lieben, oder in einer anderen Formulierung, was den Göttern gefällt. Andererseits sind die Götter, von denen er spricht, die Olympischen Götter, und die sind sich alles andere als einig. Dem einen gefällt dieses, dem anderen jenes. So lässt sich

Euthyphrons Anklage ist der einzige belegte Fall in der Athener Rechtsgeschichte, in dem ein Sohn seinen Vater anklagt.

also nicht ermitteln, was fromm ist, indem man fragt, was die Götter lieben. Die Antwort wäre: alles und nichts.

An dieser Stelle wird klar, warum Sokrates die traditionelle Religion ablehnt. In einer Weise, die die Geschichte der westlichen Theologie prägt, denken Sokrates und Platon, dass das Göttliche gut ist. Was auch immer sonst der Fall ist bezüglich der Götter, dies erscheint ihnen als unverrückbare Annahme. Die Olympischen Götter aber sind nicht gut. Sie rauben und lügen und entführen, begehen Vergewaltigungen und anderes mehr. Sokrates findet dieses Götterbild und die Idee, dass Götter sich streiten, abwegig. Wenn die Götter sich streiten, sagt er (mit Betonung auf „wenn“), dann so, wie auch Menschen sich streiten. Diese Hypothese bringt zum Ausdruck, dass die Olympischen Götter keine richtigen Götter zu sein scheinen. Mit all ihren Fehden und Fehlern sind sie eher wie Menschen. Und nun bietet Sokrates eine Analyse von Dissens in vier Schritten:

1: Dissens in Wertfragen betrifft das Gerechte und Ungerechte, Noble und Schändliche, Gute und Schlechte. Das Auffällige hier ist, was Sokrates *nicht* sagt. Er sagt nicht, dass Dissens in Wertfragen das Fromme und Unfromme, Legale und Illegale betrifft, obgleich dies die Eigenschaften sind, mit denen der Dialog anfängt. Mit anderen Worten, wenn wir über Werte streiten, so der erste Schritt in Platons Analyse, streiten wir letztlich über fundamentale Werte wie das Gute und Gerechte. Dies greift den Gedanken der zwei Ebenen auf, den wir bereits angesprochen haben. Fundamentale Werte wie gut und gerecht sind die primäre Bewertungsebene. Wenn etwas schlecht ist, dann mag es dadurch, auf einer zweiten Bewertungsebene, auch illegal oder unfromm sein. Die Basisfrage aber ist, ob jemand gut oder schlecht handelt.



Foto: akg-images

Sokrates akzeptiert das Urteil und setzt seinem Leben per Giftbecher ein jähes Ende. Jacques Louis David ließ sich vom Schicksal des Philosophen 1787 zu

diesem Werk inspirieren, das heute im Metropolitan Museum of Art in New York hängt.

2: Dissens in Wertfragen unterscheidet sich von anderem Dissens darin, dass wir keine etablierte Methode der Klärung haben, so dass diese Methode vergleichbar wäre mit zählen oder messen. Stellen Sie sich vor, wir fragen, wer größer ist: Ben oder Noah. Was würden wir in diesem Falle tun? Wir verwenden ein Maßband. Vielleicht denken Bens Eltern, dass Ben größer ist und Noahs Eltern, dass Noah größer ist. Alle sind sich aber einig, wie der Dissens geklärt werden kann: wir messen. Diese Art von Einigkeit über die Methode der Klärung fehlt in Wertfragen.

3: Wertdissens hat eine affektive Dimension. Wir streiten und kämpfen, wenn wir uns über Werte nicht einig sind, weil wir das lieben, was wir als gut sehen und das hassen, was wir schlecht und ungerecht finden. Dieser Vorschlag mag selbstverständlich klingen. Gleichwohl ist er einer meiner Gründe, zum *Euthyphron* zu publizieren. In der heutigen Ethik wird Wertdissens als ein reines Problem des Denkens gesehen. Keine der prominenten Analysen heute enthält die Prämisse, dass wir bei Wertdissens emotional involviert sind und uns streiten. Und doch ist dies offenkundig und, man möchte meinen, außerordentlich wichtig – schließlich können diverse Krisen und sogar Kriege beginnen, wenn Menschen sich in Wertfragen nicht einig sind.

4: Wertdissens über Einzelfälle kann auch dann fortbestehen, wenn wir uns über Allgemeines einig sind. Z.B. mögen wir einig darin sein, dass „Unrecht geahndet werden muss“, und doch uneinig sein, wie Sokrates, Euthyphron, und dessen Vater zu beurteilen sind. Diese Überlegung habe ich vorher den Singularitäts-Grund für die Schwierigkeit von Wertfragen genannt. Selbst dann, wenn wir im Allgemeinen übereinstimmen, können wir immer noch uneinig sein, weil es schwer ist, Einzelfälle unter das Allgemeine zu subsumieren.

VII. Werte und Mathematische Entitäten – Companions in Guilt

Bevor wir uns auf den zweiten Wahlgang vorbereiten, noch ein paar Worte zu der Dimension dieser Analyse, die theoretisch besonders weitreichende Konsequenzen hat: der Vergleich zwischen Wertfragen auf der einen Seite, und Fragen des Zählens und Messens auf der anderen Seite; mit anderen Worten, der Vergleich zwischen Ethik und Mathematik.

In der heutigen Metaethik – dem Bereich der Ethik, dem es u.a. um die Metaphysik von Werten geht – wird genau wie bei Platon oft der Vergleich zwischen Ethik und Mathematik bemüht. Warum ist dieser Vergleich metaphysisch naheliegend? Zum einen deshalb, weil Werte wie Zahlen oder Mengen oder Axiome – kurz, mathematische

Entitäten – nicht Teil der wahrnehmbaren Welt sind. Zum anderen deshalb, weil Werte genau wie mathematische Entitäten nicht Teil von Ursache und Wirkung sind. Man könnte also fast schon meinen, Werte und mathematische Entitäten gäbe es nicht. Diese Situation kann in einem Slogan ausgedrückt werden. Werte und mathematische Entitäten sind „companions in guilt“ – vereint darin, wie fragwürdig sie sind. Beiden kann vorgeworfen werden, dass sie metaphysisch mysteriös sind.

Gleichzeitig sind wir keineswegs geneigt, die Mathematik aufzugeben. Das Companions-in-Guilt-Argument kann umgedreht werden, und zwar *zugunsten* von Werten. Wenn es in der Mathematik kein Problem ist, dass das, worüber wir reden und wahre oder falsche Aussagen machen, nicht wahrnehmbar und kausal wirksam ist, dann, so der Gedanke, sind dies auch keine hinreichenden Gründe, um Werte in Frage zu stellen. Der Vergleich mit mathematischen Entitäten liefert damit ein Argument, das wir gegen diejenigen einsetzen können, die die Realität von Werten leugnen. Wir können diesen Gesprächspartnern sagen, dass sie dann auch die Mathematik aufgeben müssen. Dies, so die Annahme, ist ein inakzeptabler Verlust, auch deshalb, weil Mathematik wesentlich ist für Naturwissenschaft. Solange also unsere Gesprächspartner keine Gründe haben, Werte zu leugnen, die sich nicht auch auf mathematische Enti-

täten anwenden lassen, stecken sie in der Klemme: sie können die Realität von Werten nicht verwerfen.

VIII. Der Vergleich von Ethik und Mathematik

Das Companions-in-Guilt-Argument ist widerlegend; es weist einen Einwand zurück. Es enthält keine positive Theorie davon, was Werte sind oder wie wir Wertaussagen verstehen können. Was also ist der positive Gehalt des Vergleichs von Ethik und Mathematik? Betrachten wir zwei Aspekte. Erstens ist die Mathematik, und mit ihr Zählen, Wiegen und Messen, paradigmatisch dafür, dass verschiedene Personen sich auf eine Methode einigen können. Genau dies ist es, was wir in der Ethik suchen. Zweitens ist die Mathematik ein Bereich, in dem wir wahre und falsche Aussagen machen können, obwohl wir nicht direkt über die natürliche Welt sprechen. Auch hier gilt: genau dies scheint auf die Ethik zuzutreffen. Wenn wir Mathematik betreiben oder messen, dann sind wir uns bewusst, dass verschiedene Axiomatisierungen und verschiedene Einheiten gewählt werden können. Ob wir sagen, dass Ben 1,80 Meter groß ist oder sagen, dass er „five foot nine“ groß ist, ist unsere Entscheidung. Maßeinheiten kommen nicht aus der Natur, sondern aus der Theorie bzw. aus unserer Art, über die Welt zu denken. Aber sie befähigen uns, Aussagen



Bei den Diskussionen im Meisterkurs in der Bibliothek wurde auch klar, dass die platonische Analyse, wie wir unsere Uneinigheiten in Bezug auf moralische

Sachverhalte angemessen verstehen und bewerten können, eine zentrale Rolle spielt.

über Dinge zu machen, die „in der Welt“ sind, nämlich z.B. darüber, wie groß Ben ist.

Wertaussagen könnten aus Platons Sicht so ähnlich sein. Wahre Aussagen über Werte erfassen nicht direkt etwas, was in der wahrnehmbaren Welt existiert. Aber sie sind auch nicht subjektiv oder relativ im Sinne des Relativismus. Genauso wie es wahr oder falsch ist, dass Ben 1,80 Meter groß ist, könnte es wahr oder falsch sein, dass Euthyphrons Vater Totschlag begangen hat, obwohl ein solches Urteil konventionelle Kategorien – die Unterscheidung zwischen Mord, fahrlässiger Tötung, und Totschlag – zur Anwendung bringt.

IX. Maß und Relation

Das Vokabular von Maß und messen mag zunächst überraschen, wenn es um Werte geht. Und doch werden ähnliche Begriffe auch in der heutigen Ethik verwendet. Die Idee ist, dass wir Wertaussagen als wahr oder falsch bewerten wollen. Dazu, so der Gedanke, brauchen wir einen Standard, ein weiterer Ausdruck, den Platon ähnlich verwendet wie den des Maßes. Wir brauchen etwas, bezogen worauf – oder, technischer ausgedrückt, *in Relation wozu* – Wertaussagen wahr oder falsch sind. In Relation wozu ist es z.B. wahr oder falsch, dass Euthyphron seinen Vater nicht anklagen sollte? Platons Antwort lautet: in Relation zum Menschen. Die Relation, um die es in der Ethik geht, ist, dass es etwas gibt, was gut für Menschen ist – was so ist, dass es gut ist, wenn Menschen entsprechend handeln.

Wenn wir fragen, was gut ist, fragen wir, wie Menschen leben sollen. Das ist der Ansatz, den Platon in späteren Dialogen entwickelt. In einer polemischen Formulierung sagt Aristoteles, dass das Gute genau wie das Gesunde bei Menschen und bei Fischen verschieden ist. Mit anderen Worten, was gut für Menschen ist, hängt davon ab, was für Lebewesen Menschen sind. Das Maß, das wir in der Ethik brauchen, ist dem zufolge die *Natur des Menschen* – unsere Fähigkeiten und was es bedeutet, gut in den Tätigkeiten zu sein, die spezifisch menschlich sind. Ein guter Mensch ist z.B. nicht jemand, der gut darin ist zu wachsen; das Wachsen haben wir mit Pflanzen gemeinsam. Ein guter Mensch ist auch nicht jemand, der gut hört; derartige Tätigkeiten haben wir mit Tieren gemeinsam. Ein guter Mensch ist jemand, der in charakteristisch menschlichen Aktivitäten gut ist: der sich

bemüht und ein Stück weit darin Erfolg hat, gut nachzudenken, gut zu entscheiden, und seine affektiven Einstellungen so zu formen, dass diese seinen Überlegungen dazu, wie man fühlen und sich verhalten sollte, entsprechen.

X. Dissens als Grundfrage der Ethik

Hier benutzt Platon dasselbe Vokabular, das auch der Relativismus bemüht. Der Sophist Protagoras erklärt den Menschen zum Maß der Dinge. Allerdings bedeutet dies bei Protagoras, dass jeder einzelne Mensch das Maß ist. Was mir scheint, so der Gedanke, ist wahr (für mich) und was jemand anderem scheint, ist wahr (für den anderen).

Wir gehen davon aus, dass die Fragen so bedeutend und schwierig sind, dass sie langfristige Untersuchungen aus verschiedenen Perspektiven erfordern.

Diese Position verwirft Platon als selbstwidersprüchlich und grundlegend falsch. Der Mensch ist das Maß der Dinge, insofern die Natur des Menschen – nicht meine Meinung oder Ihre Meinung – das Maß der Dinge ist. Und doch zeigt sich im gemeinsamen philosophischen Vokabular, dass Platon Protagoras ernst nimmt.

Dies liegt u.a. daran, dass Platon die Phänomene ernst nimmt, von denen die Sophisten berichten: Phänomene von Unterschied und Dissens. Meine Wendung zu Platon und Aristoteles, statt etwa zu modernen Ethikern, ist mit darin begründet, dass Platon und Aristoteles Unterschied und Dissens als Basisphänomene im menschlichen Leben betrachten. Die griechische Ethik beginnt gewissermaßen mit den Sophisten und deren Beobachtung, dass die Menschen überall verschieden leben und doch durchweg davon überzeugt sind, dass das, was sie tun, gut und richtig ist. Offenkundig passt dies nicht zusammen. Und offenkundig sitzen wir heute im selben Boot. Auch wir finden das, was wir tun, selbstverständlich richtig und das, was andere tun, teils falsch, teils fürchterlich. Was aber folgt daraus, dass es den anderen genauso geht?

Können wir – und dies ist das Projekt von Platon und Aristoteles – den Gedanken verteidigen, dass es wahre

Aussagen über Werte gibt, ohne einfach arrogant zu insistieren, dass wir selbst recht haben und alle anderen unrecht? Dazu gibt es einen polemischen Slogan: „If I were to agree with you, we would both be wrong.“ So empfinden wir die Dinge oft, das ist schwer zu leugnen. Ein anderer Slogan sagt: „split the difference.“ Auch hier mag uns scheinen, dass dann am Ende niemand mehr recht hat. Wenn wir uns in der Mitte treffen, dann würde ja auch der, der eigentlich recht hat, seine Position aufgeben. Wie also sollen wir auf Dissens reagieren, insbesondere insofern es keinen prinzipiellen Grund gibt, warum gerade wir recht haben sollten?

XI. Vorschläge

Hier sind die Vorschläge, die sich aus dem *Euthyphron* ergeben. Zunächst sollten wir uns vor Augen führen, dass es bei Wertdissens nicht nur um wahre und falsche Aussagen und deren Begründungen geht, sondern auch um affektive Einstellungen. Wir müssen zugeben, dass wir beim Gedanken an (aus unserer Sicht) falsche Lebensweisen innerlich abgestoßen und empört sind. Dies bedeutet unter anderem, dass Normen dazu, wie wir mit Dissens umgehen sollen, nicht allein epistemisch – auf das Denken bezogen – sein können. Wir müssen überlegen, wie wir mit unserer Abneigung oder gar Abscheu – der affektiven Seite von Dissens – umgehen sollen.

Des weiteren und ganz fundamental macht der *Euthyphron* deutlich, dass es echte Gründe dafür gibt, dass wir uns in Wertfragen nicht einig sind. Nämlich, und zusammenfassend: den Grund, dass wir uns auf zwei unterschiedlichen Ebenen bewegen (fundamentale Werte wie gut auf der ersten Ebene, und Werte wie legal oder fromm auf der zweiten Ebene); dass Wertfragen typischerweise „big picture“ Fragen involvieren; und dass Wertfragen auch dann, wenn wir im Allgemeinen übereinstimmen, noch Dissens über Einzelfälle zulassen.

Mit anderen Worten, wir sollten nicht davon ausgehen, dass der andere

letztlich dumm oder stur ist, wenn er nicht mit uns übereinstimmt. Stattdessen sollten wir davon ausgehen, dass die inhärente Schwierigkeit von Wertfragen schuld daran ist, dass wir oft verschiedener Meinung sind. In dieser Hinsicht ist Sokratische Ethik ein wenig wie Wissenschaft. Hier stört es uns nicht, dass verschiedene Theorien und Modelle koexistieren. Wir gehen davon aus, dass die Fragen so bedeutend und schwierig sind, dass sie langfristige Untersuchungen aus verschiedenen Perspektiven erfordern. In der Ethik, so der Sokratische Gedanke, verhält es sich genauso, weil die Frage nach dem guten Leben eben auch umfassend und schwierig ist.

Eingangs habe ich Augustinus und die Idee der Suche genannt. In einem *Brief an die Grand Duchesse*, in dem sich Galileo Galilei gegen den Vorwurf verteidigt, dass seine revolutionäre Naturwissenschaft gegen die Bibel verstößt, zitiert Galileo Augustinus mit folgender Aussage. Sowohl die Natur als auch die Bibel sind komplex. In beiden Fällen sollten wir davon ausgehen, dass wir noch viel Arbeit vor uns haben, um auch nur annäherungsweise Alles zu verstehen. Der Sokratische Gedanke zur Ethik lautet: genauso verhält es sich auch mit Werten und dem guten Leben. Auch hier sollten wir annehmen, dass sowohl unsere eigenen Ansichten wie die Ansichten anderer „work in progress“ sind und weiterer Überlegung bedürfen.

XII. Zweiter Wahlgang

Zum Abschluss möchte ich Ihnen, der Jury, noch einmal die Möglichkeit geben zu wählen. Ist Sokrates schuldig? Ist Sokrates unschuldig?

Einige von Ihnen haben Ihre Meinung geändert und anders abgestimmt als im ersten Wahlgang. Dieses Phänomen liefert einen zusätzlichen Anlass dafür, sokratisch über Dissens nachzudenken. Oft sind *wir selbst* – oder derjenige, der in der Vergangenheit (oder der Zukunft) etwas anders sieht, als es uns im Moment erscheint. □

Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort, wie auch auf unserer Homepage unter www.kath-akademie-bayern.de finden Sie das verbindliche Datum, den endgültigen Titel sowie nähere Informationen.

Tagung in Zusammenarbeit mit der Katholischen Erwachsenenbildung im Bistum Eichstätt in Ingolstadt
Donnerstag, 18. Oktober 2018
Heilige. Stars der Kirche oder verrückte Idealisten?

Wolfgang Beinert, Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Bischof Gregor Maria Hanke OSB, Martin Maier SJ

Tagung in Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst e.V. und dem Fachbereich Kunstpastoral der Erzdiözese München und Freising
Samstag, 20. Oktober 2018

Kunst – Religion – Spiritualität. Von Schnittmengen und Abgrenzungen – Was ist „christliche Kunst“ heute?

Tagung
Donnerstag, 25. Oktober 2018
Der Dreißigjährige Krieg in Bayern. Nahperspektiven auf Alltag und Akteure
Wilfried Sponsel, Klaus Wolf, Wolfgang Wüst

Fünfter Digitaler Salon
Montag, 5. November 2018
Darknet

Abendveranstaltung
Mittwoch, 7. November 2018
Der eigensinnige Freistaat. Bayern 1918-2018
Hans Maier

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Akademischen Forum Albertus Magnus Regensburg, dem Historischen Verein für Oberpfalz und Regensburg sowie der Winkelmann-Gesellschaft in Stendal

8. und 9. November 2018

in Regensburg
Johann Joachim Winkelmann (1717-1768) und Bayern. Eine europäische Dimension

Abendveranstaltung in Zusammenarbeit mit Renovabis
Donnerstag, 15. November 2018
Islam in Europa – Isolation oder Integration?
Michael Albus, Armina Omerika, Abdel-Hakim Ourghi, Andreas Renz

Abendveranstaltung in Passau
Donnerstag, 22. November 2018
Verleihung des Kardinal Wetter Preises

Im Herzen barfuß

Zur Lyrik von Reiner Kunze

In Zeiten von kühler Erfolgshetorik und rohem Finanzjargon scheint es kaum mehr Platz zu geben für die Schönheit des spielenden Ausdrucks: die Lyrik. Es muss also die Frage erlaubt sein: Gehören Dichtung und Gesang endgültig der Vergangenheit an? Die Antwort der Katholischen Akademie Bayern lautet: keineswegs! So war am 18. April 2018 der Würzburger Pastoraltheologe Prof. Dr. Erich Garhammer zu Gast im Hotel Bischofshof am Regensburger Dom,

um im Rahmen des Regensburger Hochschulkreises über die Aktualität moderner Lyrik zu diskutieren. „Im Herzen barfuß. Zur Lyrik von Reiner Kunze“ stand dabei auf dem Programm und war nicht bloß ein eindrucksvolles Zeugnis zeitgenössischer Sprachkunst, sondern begeisterte vor allem durch den einmaligen Versuch, sich gleichfalls mit Worten dem Wesen der Lyrik Reiner Kunzes zu nähern: Einfachheit – Wahrheit – Liebe – Himmel.

Meine Zugänge zur Lyrik von Reiner Kunze

Erich Garhammer

GEISTLICHER WÜRDENTRÄGER, KÜNSTLERN INS GEWISSEN

Er sagte nicht: seid schöpfer

Er sagte: dient dem glauben

So gering ist sein glaube in die schöpfung (gedichte, 186)

Die Instrumentalisierung der Kunst ist immer eine Gefahr in Theologie und Kirche; Kunst ist nicht Bebilderung von feststehenden Wahrheiten, sondern das Jetzt einer Entdeckung: für Boccaccio ist das Decameron ein eigener Raum der Schöpfung, in der Metanoia passiert, vergleichbar dem schöpferischen Hexameron im Buch Genesis. Kunst ist nicht Nachahmung, sondern ein eigener Kosmos, sie ist nicht Verdoppelung der Welt, sondern ihre Verwandlung. Das soll am Beispiel der Lyrik von Reiner Kunze gezeigt werden.

I. Die Kraft der Metapher

Von Ortega y Gasset stammt der Satz: das dichterische Bild ist das Schöpfungsgerät, das Gott im Innern seiner Geschöpfe vergaß. Reiner Kunze hat in seinen Münchener Poetikvorlesungen darauf hingewiesen. „Nur wenige Menschen ist originär-schöpferisches Bilddenken eigen, das zu Gedichten führt und nur relativ wenige bedürfen des Gedichtes zum Leben, aber schon das Kind, das die Hand von der stacheligen Wange des Vaters zurückzieht und ausruft: ‚Du bist ein Igel!‘ denkt metaphorisch. Gott hat, um im Bild Ortega y Gasset zu bleiben, das Schöpfungsgerät ‚Metapher‘ tatsächlich in jedem von uns zurückgelassen.“ (Das weiße Gedicht, 61)



Prof. Dr. Erich Garhammer, Professor em. für Pastoraltheologie an der Universität Würzburg, hielt den Vortrag in Regensburg

Kunze hat diese Entdeckung in ein Gedicht transformiert:

NAMENSÄNDERUNG

Du stachelst du bist ein igel (der sohn)

Ich bin ein igel

Meine stacheln aber sind blumen ein kindergeburtstagsstrauß

Schmetterlinge sitzen auf und ab

Vergiß, mein sohn. Ich bin dein vater nicht, bin nur ein igel der

blüht (gedichte, 58)

Hier nimmt ein Vater die Metapher „Igel“ seines Sohnes ernst und spinnst sie weiter: aus den Stacheln des Barts werden Blumen eines Kindergeburtstagsstraußes, auf dem sich Schmetterlinge tummeln. Aus dem Vater wird wirklich ein neues Wesen, ein Igel, der blüht. Also durchaus eine Namensänderung, wie der Titel des Gedichts andeutet. Namensänderungen kennen wir in der Bibel; so wird aus Abram Abraham, aus Saulus Paulus – Namensänderungen gibt es aber auch durch den poetischen/metaphorischen Blick, der eine neue Identität schaffen kann.

Poesie entzaubert das Faktische als Faktum und verzaubert es, lässt die Wirklichkeit neu sehen. Wie so etwas sich in concreto ereignet, möchte ich Ihnen an einem Beispiel zeigen.

II. Das Kauen der Worte

Im Jahr 2005 haben wir in Würzburg an der Katholisch-Theologischen Fakultät eine Ringvorlesung veranstaltet zum Thema „Ecclesia semper reformanda“. Anlass dafür war die Erinnerung an das Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils vor damals 40 Jahren und der Würzburger Synode vor 30 Jahren. Ich habe mich dafür intensiv mit der Gestalt von Papst Johannes XXIII. beschäftigt und noch einmal sein „Geistliches Tagebuch“ intensiv gelesen. In diesem Tagebuch fallen zwei Haltungen auf: Zum einen das Meditieren des eigenen Sterbens. Giuseppe Roncalli hat immer schon diesen Punkt bedacht und die Endlichkeit seines Lebens verinnerlicht. Besonders nahe ging ihm der Tod seines Bischofs, dessen Sekretär er war; Bischof Giacomo Radini Tedeschi (1857-1914) starb mit 57 Jahren. Und so hat Roncalli nach seinem 57. Geburtstag jedes Jahr als geschenktes Jahr begriffen. Es wurden ihm noch weitere 25 Jahre geschenkt. Daraus erwuchs für ihn eine Haltung der Dankbarkeit.

Die zweite wichtige Haltung Johannes XXIII. war das Streben nach Einfachheit: die Einfachheit des Herzens und des Mundes. „Je älter ich werde, desto mehr konstatiere ich die Würde und die überwältigende Schönheit der Einfachheit sowohl im Denken wie im Tun und Reden. Es läutert sich die Tendenz heraus, alles zu vereinfachen, das verwickelt ist: alles auf die höchstmögliche Ursprünglichkeit und Klarheit zurückzuführen, ohne mich von Lappalien und künstlichen Winkelzügen in Gedanken und Worten gefangen nehmen zu lassen.“ (Johannes XXIII., Geistliches Tagebuch und andere geistliche Schriften, Freiburg-Basel-Wien 1964, 304f.)

Und er fügt den Wahlspruch des hl. Johannes Chrysostomus an, der auch zu seinem eigenen geworden sei: „Simplicem esse cum prudentia“ – mit Klugheit einfach sein. Diese Einfachheit, so Johannes XXIII., sei nicht Einfältigkeit, sondern der Inbegriff der Philosophie: „culmen philosophiae“. Ludwig Kaufmann, der Berichterstatter auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil und der langjährige Herausgeber der Zeitschrift „Orientierung“, hat 15 Jahre nach dem Tod von Johannes XXIII. die Roncallis auf ihrem Hof bei Bergamo besucht und festgestellt: „Sie wachsen auf zwischen Mais und Gerste, Hafer und Heu und zwischen den Reben, wie eh und je, seit hier die Roncallis, bei der Geburt des Papstes noch Pächter, den Boden bebauen.“ Der Neffe des Papstes, Don Battista, der Priester in Rom war, erzählt, dass ihm Johannes XXIII. einen Tag nach der Papstwahl gesagt habe:

„In Rom hast du nichts verloren. Geh heim zu den Deinen.“ Von Anfang an hat Johannes XXIII. jeglichem Nepotismus abgesagt. Und der Neffe erzählt weiter, er habe den Onkel in Paris, wo er Nuntius gewesen war, besucht und sei erstaunt gewesen, wie er in der Welt der Diplomaten aufrichtig und authentisch bleiben konnte. „Indem ich immer die Wahrheit sage, obwohl die anderen das Gegenteil vermuten“, so gab er ihm zur Antwort. Doch den tieferen Grund habe er erst in einem Brief erfahren, den ihm der Onkel später schrieb. Darin „verriet“ er sein Geheimnis, das hinter seinem Umgang mit den sog. Großen dieser Welt stecke: „Wenn ich mit ihnen verhandle, denke ich immer an die Einfachheit unserer Felder, unserer Familien.“

Diese Entdeckungen habe ich Reiner Kunze geschickt und er hat sich mit folgenden Worten bei mir bedankt: „Indem ich immer die Wahrheit sage, obwohl die anderen das Gegenteil vermuten.“ Großartig. Aber der folgende Ausspruch ist erschütternd und ich werde ihn hoffentlich nicht mehr aus dem Gedächtnis verlieren (u. a. indem ich ihn oft zitieren werde): „Wenn ich mit ihnen verhandle, denke ich immer an die Einfachheit unserer Felder, unserer Familien.“ (Brief vom 22. Dezember 2005)

Dieser Satz traf Kunze in die Herzmitte, er erinnerte ihn an seine einfache Herkunft:

UNSERE EINFACHHEIT

... denke ich immer an die Einfachheit unserer Felder, unserer Familien. Johannes XXIII

Unsere einfachheit hatte nicht einmal felder

Der wiesengrund, wo es den bergmannsfrauen war erlaubt, die wäsche zu bleichen, gehörte dem hauswirt

Selbst über die luft geboten andere:

Auf das weiße bettleinen rieselten schlotasche und ruß, das gebleichte wurde nachgewaschen

Mit schwerem zinkasch ging's hinab die steilen knüppelstufen und hinauf, wo im waschhaus der zuber stand mit dem waschbrett

Im schlafkammerschrank an der hohen seite der dachschräge lag im obersten wäschefach ganz hinten die bibel,

ein hochzeitsgeschenk, das nicht hatte gebleicht werden müssen

Niemals wurde das eingefaltete ende der seidenen lesebändchen gelöst, doch stieß der vater einen fluch aus, wies die mutter ihn zurecht:

Versündige dich nicht!

So eine einfachheit war's mit so einem himmel

(lindennacht, 12f.)

Kunze hat den Ausspruch von Johannes XXIII. wirklich nicht mehr aus dem Gedächtnis verloren, er hat ihn mit der eigenen Lebensgeschichte verwoben. Dieser Satz hat ihn so erschüttert, weil er an eigene Erfahrungen rührte. Die Einfachheit der Herkunft von Johannes XXIII. hat ihn, den Sohn eines Bergmannes in Thüringen, in der Herzmitte getroffen. Sein Leben war geprägt von Einfachheit, von Kohle und Kohlehalde,

von Schlotasche und Ruß. Nur etwas war davon unbefleckt: die Bibel. Sie konnte sogar versteckt werden, weil ihr Sinn in den Alltag leuchtete. Es gab nur dieses eine Buch im Haus Kunze. Das Wort lesen wurde bei den Kunzes identifiziert mit „Kohle lesen“ von den Kohlehelden.

„Meiner kindheit liehen ihre farben kohle, gras und himmel
Unter dieser trikolore trat ich an,
ein hungerflüchter, süchtig
nach schönem“

Hier kann man nacherleben, wie aus einem Zitat, das immer wieder gekaut wird, gemäß der alten Meditationsmethode der „ruminatio“, eine eigene Erfahrung evoziert wird, die nach dem dem Lyriker angemessenen Ausdruck drängt, dem Gedicht.

III. Nie mehr der Lüge den Ring küssen müssen. Kunze und die Wahrheit

Wer Kunze liest, kommt mit der Wahrheit in Berührung. Kunze hat Philosophie und Journalistik studiert. Er war wissenschaftlicher Assistent mit Lehrauftrag an der Fakultät für Journalistik an der Universität Leipzig. Kurz vor Promotionsabschluss gab er die Stelle auf: „Ich hatte begriffen, dass es nur darum geht, das Prinzip durchzusetzen, auch über den Menschen hinweg.“ Er hielt sich als Hilfsschlosser über Wasser und blieb auf dem Posten der Wahrheit: „Bleibe auf deinem Posten und hilf durch deinen Zuruf; und wenn man dir die Kehle zudrückt, bleibe auf deinem Posten und hilf durch dein Schweigen.“ Dieses Seneca-Zitat hat Kunze als Motto seinem Gedichtband „zimmerlautstärke“ vorangestellt.

Er hat in seinem Leben nie die Wahrheit ermäßigt zu einem bequemen Sich-Durchmogeln. 1968, nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes, trat er aus der SED aus, ein Schritt, den er schon 1959 vollziehen wollte, aber aus Rücksicht auf Freunde nicht tat. Der Parteaustritt 1968 ist nach seiner Kündigung der Stelle an der Universität neun Jahre zuvor die zweite große Zäsur in seinem Leben. Die Konsequenzen bekam er bald zu spüren. Er wird zur persona non grata. Das Ministerium für Staatssicherheit, Bezirksverwaltung Gera, eröffnet am 6. September den operativen Vorgang „Lyrik“ gegen Kunze. Er hat nach dem Fall der Mauer diesen Vorgang in Auszügen publiziert unter dem Titel „Deckname Lyrik“. Vorgeworfen wird ihm: er behauptete, die DDR sei ein großes Gefängnis, die Kulturpolitik sei eng und dogmatisch und er hege Sympathie für revisionistische und konterrevolutionäre Auffassungen. 1973 erhält er den Großen Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Man versucht, ihn von der Reise nach München abzubringen und verspricht ihm eine Wohnung und ein Grundstück in der Nähe von Berlin und ein Auto westlicher Fabrikation. Er lehnt ab. In seiner Dankrede ist Kunze vorsichtig. „Hier nimmt kein Oppositioneller einen Preis für Opposition entgegen, sondern ich habe die große Freude, als Schriftsteller den Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste entgegenzunehmen.“

Bei der Veröffentlichung des Manuskripts „Die wunderbaren Jahre“ war ihm Karl Corino, Literaturredakteur beim HR, behilflich: er schmuggelte es von der Leipziger Buchmesse nach Frankfurt. Allerdings zögerte der S. Fischerverlag. Corino bedrängte den Verleger: der Autor Kunze riskiere Kopf und Krage, der Verlag habe in diesem Fall kein Recht auf Feigheit. Und er fügte hinzu: das Buch atme etwas von der Haltung Luthers: „hier stehe ich, ich

kann nicht anders.“ Kunze habe zwar einen Wartburg, aber keine Wartburg, die ihn vor seinen Feinden schütze. Nach dem Erscheinen der „Wunderbaren Jahre“ wurde Kunze am 20. November 1976 aus dem Schriftstellerverband der DDR ausgeschlossen. Und am 7. April 1977 stellte er den Antrag auf Entlassung aus der DDR-Staatsbürgerschaft, der am 10. April genehmigt wurde. Der Präsident der Akademie für Sprache und Dichtung Hermann Kant kommentierte den Vorgang lapidar so: „Kommt Zeit, vergeht Unrat.“

In seinem Brief an den Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker schrieb Kunze: „In meinem Buch ‚Die wunderbaren Jahre‘ habe ich nicht über Randerscheinungen geschrieben. Es sind Erscheinungen aus der Mitte. Leider.“

Im selben Jahr bekam er den Georg-Trakl-Preis in Salzburg verliehen. In Salzburg hält er fest, dass er nun nie mehr der Lüge den Ring küssen müsse. Wahrheit ist und bleibt für Kunze das Lebensthema. Und Poesie ist für ihn, außer Wahrheit, vor allem Poesie. Die Wahrheitsfrage ist in seiner Lyrik unhintergebar, denn Gedicht und Lüge schließen einander aus, nicht deshalb, weil der Dichter ein besonders ehrlicher Mensch ist, sondern weil Poesie und Kalkül einander widersprechen.

IV. Wer Kunze liest, begegnet der Liebe und der Stille

1959, also vor fast 60 Jahren, bekam Reiner Kunze eine Postkarte aus Ustí nad Labem (Aussig an der Elbe). Sie löste eine Korrespondenz von über 400 Briefen aus. Die Absenderin war niemand anderer als seine spätere Frau Elisabeth. Sie war zweisprachig aufgewachsen und übersetzte ihm Gedichte aus dem Tschechischen Wort für Wort. Kunze lernte die tschechische Literatur über seine Frau kennen – ein doppelter Gewinn! „Der Winkel, in dem das Licht an der Oberfläche der tschechischen Literatur und Prosa austritt, wird bestimmt von einer lange anerlittenen Wehmut, einem feinen fatalistischen Lächeln, einem Zorn, der seine Stunde abwartet und selbsterlösendem Humor“ – so Reiner Kunze.

Vor allem die Gedichte Jan Skáčels haben Reiner Kunze tief berührt und inspiriert. Und diesen Zugewinn an Leben und Sprache verdanke er seiner Frau. Und mehr als dies, sie hat ihm durch ihren Beruf – sie war Kieferorthopädin – seine Berufung als Schriftsteller ermöglicht. Von daher ist das Werk von Kunze voll von Liebesgedichten, schönen und abgründigen:

BITTGEDANKE, DIR ZU FÜSSEN

Stirb früher als ich, um ein wenig
früher

Damit nicht du
den weg zum haus
allein zurückgehn mußt

Und im bislang letzten Gedichtband „lindennacht“ – beim Gedanken an den Tod und das Zusammenbrechen der gemeinsamen Welt – formuliert Kunze einen tapferen Vorsatz:

TAPFERER VORSATZ

Wir wollen, wenn die stunde
naht, mit ihr
nicht hadern

Möglich, daß irgendwann
beim anblick eines leeren schuhs
das universum
über uns zusammenstürzt

Dann laß uns denken an den fuß,
zu dem der schuh gehörte,

und an das zehenspiel,
das ungezählte male, als wir
beieinanderlagen,
das universum
zurückkatapultierte
an seinen platz

V. Liebe: Halt finden an der Stille

Es ist keine Liebe, die er immer im Munde führt oder von der er vollmundig oder voyeuristisch spricht, sondern die er in aller Stille und im Alltag lebt. Als „Handlanger der Stille“ ist Reiner Kunze in der Festschrift zu seinem 65. Geburtstag beschrieben worden.

In Erlau, am Sonnenhang, hat er zusammen mit seiner Frau Elisabeth nach seiner Ausbürgerung aus der DDR sein neues Zuhause gefunden, die inspirierende Stille an der Unberührbarkeit des Wassers der Donau. Seine Wörter stammen nicht von den Wühltischen der Sprache, sie sind dem Tod abgeschwiegen.

Der Liebe zu seiner Frau verdankt er auch die Freundschaft zum mährischen Autor Jan Skácel. Vor seiner Begegnung mit der tschechischen Literatur war Reiner Kunze ein DDR-Schriftsteller mit lupenreiner proletarischer Biografie. In dem Buch „Widmungen“ schrieb er:

Dem Dichter Jan Skácel
Das bedürfnis des dichters,
nach außen
etwas zu gelten, bricht in dem
augenblick zusammen, in dem er be-
greift, was poesie ist
(Widmungen, Bad Godesberg 1964, 50).

Das Wort „Schriftsteller“ wird hier zum ersten Mal durch Dichter ersetzt. Kunze erfuhr in der Begegnung mit Skácel seine poetische Berufung.

Am 7. November 1989, kurz vor der Wende, schrieb Skácel Kunze einen letzten Brief. Darin stand: „Es scheint, das Eis hat sich bewegt.“ Kurz darauf starb er. Kunze antwortete ihm postum mit dem Gedicht „Wenn du es wissen wolltest“. Darin findet sich der Satz: „Das Eis, mein lieber, ist geborsten.“ Doch das Ende der politischen Eiszeit hat die glazialen Ausläufer in den Herzen der Menschen keineswegs abgeschmolzen. Es ist nicht die Zeit der Nachdenklichkeit, der Besinnung oder der Dankbarkeit gefolgt. Kunze nennt dafür einen Grund: „Die menschen meiden die stille// Sie könnten in sich sonst/ die schuld knien hören“ (gedichte 279). Wieder so ein Kunzewort: die Schuld knien hören. Ein erneuter Beweis dafür: wer Kunze liest, bekommt staunende Augen. Das Staunen teilt er bis heute auch mit den Kindern, für die er immer wieder Gedichte und Kinderbücher verfasst hat – zuletzt „Was macht die Biene auf dem Meer? Gedichte für Kinder“ (Frankfurt a.M. 2011).

VI. Im Herzen barfuß sein

In seinen Münchner Poetik-Vorlesungen hat Reiner Kunze ein Kapitel mit dem Titel „Über das Nachdichten“ verfasst. Unter Nachdichten versteht er, „ein Gedicht so zu übersetzen, daß es in der Sprache, in die es übersetzt wird, wie ein Original wirkt, und daß dieses dem fremdsprachlichen Original höchstmöglich gleicht. Nachdichten heißt, dasselbe zu schaffen, das ein anderes ist – ein Eigenes, das ein Fremdes bleiben muß“. Er veranschaulicht das an einem Übersetzungsprozess eines Gedichtes von Jan Skácel.

Kunze kommt schließlich zu folgender Übertragung:

Die laubigen laubfrösche bitten laut/
(der morgen stellt sich häufig taub und
blind)/ mit laub auf den stimmen mit
zungen betaut/ für alle die im herzen
barfuß sind (Das weiße Gedicht, 73)

Die Metapher „Im Herzen barfuß sein“ hat die Alttestamentlerin Ulrike Bail so berührt, dass sie Vers 6 des großen Wallfahrtspsalms 84 folgendermaßen übersetzt hat: „Wohl denen, deren Stärke in dir gründet/die in ihrem Herzen barfuß zu dir unterwegs sind.“ Sie habe lange nach diesem poetischen Sprachbild gesucht, die wörtliche Übersetzung „Pilgerwege im Herzen haben“ sei ihr zu konventionell gewesen und viel zu binnenkirchlich.

Als ich Reiner Kunze schrieb, dass sein Freund Jan Skácel nun zu biblischen Ehren aufgestiegen sei, antwortete er sehr verhalten. Er begriff sofort die Ambivalenz dieser Ehre: „So geehrt und ab sofort in der Gefahr, dieses geniale Bild der Bibel entlehnt zu haben. Aber er würde nur seine Rabenflügelbrauen zusammenziehen und in sich hineinlächeln.“ (Brief vom 22. Dezember 2005)

Nicht immer also sind Poeten beglückt, wenn ihre Bilder kirchlich verinnahmt werden oder gar in einer Bibelübersetzung auftauchen. Sie befürchten eine Enteignung des eigenen Einfalls. Reiner Kunze hat seinem mährischen Dichterfreund Jan Skácel das Gedicht „Dichter sein“ gewidmet. Es formuliert seine eigene Poetik genauso wie die seines Freundes:

DICHTER SEIN

Entlang dem staunen/siedelt das ge-
dicht, da/gehn wir hin// Von nieman-
dem gezwungen sein, im brot/anderes
zu loben/als das brot (gedichte, 206f.)

Das Gedicht hat also einen Wohnort: entlang dem Staunen.

VII. Eine nichtpossessive Sprache für Gott: der Himmel

Reiner Kunze sagt von sich selber immer wieder, ihm sei keine Gotteserfahrung zuteil geworden. „Ich achte den Glauben anderer, mir selbst aber ist Gotteserfahrung bis heute nicht zuteil geworden. Sollten Sie allerdings darin, daß ich für jedes Erwachen dankbar bin, auch wenn ich nicht weiß, wem, ein religiöses Empfinden erblicken, so habe ich dagegen nichts einzuwenden.“ – so in einem Gespräch mit der Herderkorrespondenz 1987 (Wo Freiheit ist, 96).

Sein Gewährsmann in diesen Fragen ist kein Geringerer als Albert Camus. Dieser hatte im Dominikanerkloster von Latour-Maubourg 1948 einen Vortrag gehalten, in dem er fast mit den gleichen Worten auf die Gottesfrage reagierte. Er stellte fest, „daß ich mich nicht in Besitz irgendeiner absoluten Wahrheit oder einer Botschaft fühle und deshalb niemals vom Grundsatz ausgehen werde, die christliche Wahrheit sei eine Illusion, sondern nur von der Tatsache, daß ich ihrer nicht teilhaftig zu werden vermochte... Ich werde also nicht versuchen, mich vor Ihnen als Christ zu gebärden.“ Zurückhaltung und Respekt sind auch die Haltungen Kunzes gegenüber dem Glauben.

Berührungen mit der Religion gab es durchaus in der Kindheit Kunzes: „Mein Großvater, ein Steinkohlebergmann, der über vierzig Jahre unter Tag gearbeitet hat, war ein gläubiger Mensch, und ich habe ihn geliebt. Ich habe ihn nie in die Kirche gehen sehen, aber ich sehe ihn noch heute am Fenster sitzen und Pfeiferauchend die Bibel lesen. Der Himmel war für ihn ein Geheimnis, das ihn überwältigte und dem er sich demütig zu nähern suchte.“ Ein Sonnenstrahl auf seinem Brot – er arbeitete als Bergmann unter Tag – konnte ihn mit Dankbarkeit erfüllen. Und als der Enkel einmal eine Kuh mit einem Stock schlug, sagte der Großvater nur: „Du mußt mit ihr reden“, als Sprüche der heilige Franziskus aus ihm. Eines Tages aber habe ihm eine Frau ein Buch

mit Höllendarstellungen gezeigt und er habe entsetzt ausgerufen, das könne es nicht geben. „Vielleicht verließen mich an diesem Tag mit dem Teufel auch die Engel.“ Der Himmel wurde ihm vergällt.

Dass seine Poesie durchaus von Engeln und himmlischen Mächten bevölkert ist, zeigt sein Gedicht „Zuflucht noch hinter der Zuflucht“:

ZUFLUCHT NOCH HINTER DER ZUFLUCHT

Für Peter Huchel

Hier tritt ungebeten nur der wind durchs tor

Hier ruft nur gott an

Unzählige leitungen läßt er legen vom himmel zur erde

Vom dach des leeren kuhstalls aufs dach des leeren schafstalls schrillt aus hölzerner rinne der regenstrahl

Was machst du, fragst gott

Herr, sag ich, es regnet, was soll man tun

Und seine antwort wächst grün durch alle fenster (*gedichte*, 130)

Das Gedicht „Zuflucht noch hinter der Zuflucht“ ist das letzte im Gedichtband „zimmerlautstärke“, der 1972 erschienen ist (Das vorletzte ist Auf dich im blauen Mantel: das blaue Komma, das Sinn gibt). In dieser Zeit lebte Reiner Kunze in Greiz in Thüringen. Nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts in Prag 1968 befand er sich unter ständiger Kontrolle – er hatte gegen den Einmarsch eindeutig Stellung bezogen. Er suchte, da für ihn Gefahr bestand, verhaftet zu werden, Unterschlupf in einem Pfarrhaus und lebte dort versteckt. In dem Gedicht „Pfarrhaus“ hat er sich auf dieses Versteck bezogen:

PFARRHAUS

Für pfarrer W.

Wer da bedrängt ist findet mauern, ein dach und

muß nicht beten (*gedichte*, 118)

Im Gespräch mit mir für die Zeitschrift „Lebendige Seelsorge“ äußerte er sich zu den Hintergründen des Gedichtes so: „Um mich vor einer Verhaftung zu bewahren, vermittelte mich der Superintendent von Greiz, von Frommannshausen, zu dem uns unbekanntem Pfarrerehepaar Margot und Hans-Joachim Wuth in Ponitz, das mich mehrere Wochen versteckte. Nicht einmal meine Frau wusste, wo ich war, Sie wusste nur, ich war behütet. In diesem Pfarrhaus war ich angenommen, ohne eine Frage nach meinem Glauben oder Nichtglauben.“

Der innere Monolog im Gedicht „Zuflucht noch hinter der Zuflucht“ verleiht dem Versteck geradezu göttliche Attribute: Man muss nichts leisten, nichts tun und erfährt in aller Bedrohtheit doch ein Gefühl des Schutzes. Der niederprasselnde Regen, seine schrillen Töne – eigentlich eine Störung im Schreiben –, sie werden zum Segen.

VIII. Poesie als Leerstelle

Poesie ist die gestaltete Leerstelle für eine Wirklichkeit jenseits aller sichtbaren Wirklichkeit.

Vielleicht wird gerade an diesem Gedicht deutlich, dass das Schreiben Kunzes Resonanzen auf Transzendentes aufweist. Allerdings verbirgt sich dahinter kein ausformulierter Glaube, sondern eher ein Staunen, ein Gefühl der Dankbarkeit und der Kongruenz von Ethos und Leben. Michel de Certeau hat einen solchen Glauben als „GlaubensSchwachheit“ umschrieben. Das ist kein defizitärer Glaube, sondern eine starke Resonanz auf alles, was größer ist als ich selber. Kunzes Poesie ist eine Poesie mit offenem Himmel. Zwei Gedichten hat Kunze den Titel „Der Himmel“ vorangestellt: einem gleichnamigen Gedicht „Der Himmel“ und dem zweiten mit der Überschrift „Dann“:

IX. Der Himmel

Schirm der schirme, geschmückt mit vogelzügen

Stück für stück trennen wir heraus aus der blauen seide
(Reiner Kunze, *gedichte*, Frankfurt a. M. 2001, 282)

Der Himmel gehört zur Alltagssprache. Wir schauen auf zum Himmel, leben unter ihm wie unter einem Schirm. Wir kennen auch himmlische Erfahrungen, bei denen wir etwas herausschneiden aus der blauen Seide des Himmels. Dieser schönen Vorstellung wird ein „Dann“ entgegengesetzt:

X. Dann

Eines tages wird uns in der seele frösteln, und die landschaft wird uns zu knapp sein, um sie zusammenzuziehen über der brust

Dann werden wir die säume abgreifen, ob etwas eingeschlagen ist (*Ebd.* 283)

Der Himmel auf Erden, der durch das Herausschneiden aus der blauen Seide schon jetzt erfahrbar wird, wird mit dem „eines tages“ kontrastiert: die Erfahrung einer Krise, einer seelischen Not scheint angesprochen, alles Erfahrene, mag es noch so schön und überwältigend gewesen sein, wird in diesem Augenblick zu eng, zu knapp, zu wenig: man greift den Saum der Decke aller Erfahrungen ab, ob noch etwas eingeschlagen ist, das gerade jetzt wärmt und zudeckt über alles bisher Erfahrene hinaus.

Der „fromme Atheist“ Reiner Kunze findet Bilder für den Himmel, die nach aller Religionskritik neu möglich sind. Der Himmel wird nicht wie bei Heinrich Heine den Engeln und den Spatzen überlassen, sondern vom Menschen angeeignet. Dabei ist die Unterscheidung von „sky“ und „heaven“ nicht unwichtig. Der Himmel als „sky“ ist geziert mit Vogelzügen, der Himmel als „heaven“ bleibt eine für den Menschen unverzichtbare Imagination, in die er nicht nur seine Erfahrungen hineinliest, sondern auch seine Transendenzen herausausschneidet.

Charles Taylor hat in seiner magistralen Studie „Ein säkulares Zeitalter“ (Frankfurt a. M. 2009) die Entzauberung einer einst verzauberten Welt beschrieben, den Weg vom porösen Selbst der verzauberten Welt zum abgepufferten Selbst der Neuzeit. Die säkulare Zeit ist zu einem stahlharten Gehäuse geworden. Früher war die säkulare Zeit aufgesprengt durch eine höhere Zeit: illud tempus nannte man sie im Lateinischen. „Sie sammelten normale Zeit, sie versammelten sie, ordneten sie neu und unterbrachen sie.“ (101) Der Satz In illo tempore vor jeder Evangeliumsperikope



Reiner Kunze – Archivfoto von einer Lesung im Frühjahr 2015 in der Katholischen Akademie Bayern.

bedeutete nichts anderes als ein Gleichzeitigwerden mit der Zeit Jesu. Heute sind wir nur noch unsere Zeitgenossen. Taylor prognostiziert, dass die Immanenzatmosphäre neu die Sehnsucht nach Erfahrungen jenseits unserer Grenzen ausprägen wird. Es wird zum Überschreiten des „gepufferten Selbst“ kommen. Es wird uns in der Seele frösteln – um es mit der Sprache von Reiner Kunze auszudrücken – und wir werden die Säume abgreifen, ob etwas eingeschlagen ist.

XI. Kunze und die Lyrik

Was ein Gedicht vermag, hat Kunze in seiner Dankrede zur Verleihung des Hanns-Martin-Schleyer-Preises am 14. Mai 1991 ausgesprochen. Er nahm sich dabei das Gedicht „Die Wasseramsel“ von Christina Busta zu Hilfe:

Die Wasseramsel

Nur einmal hat sich die wasseramsel gezeigt. Es strahlte das Weiß an ihrer Brust.

Wo sie hinabgetaucht ist, kann uns der Fluß nie wieder dunkel werden
(Unterwegs zu älteren Formen. *Gedichte*, Salzburg 1965)

Wo ein Gedicht in uns hinabgetaucht ist wie dieses, kann uns die Seele nie wieder dunkel werden. Das Gedicht vermittelt einen Schauer, der uns dem Leben in die Arme treibt.

Das Gedicht ist Fassung eines erlebten Augenblicks und verleiht ihm Dauer. Wer mit Gedichten lebt, lebt reicher. Das poetische Bild ist eine Verschränkung von Wirklichkeiten, die im Leben nie zusammenkämen. Das Gedicht ist auf existentielle Wahrheit aus: Gedicht und Lüge schließen sich aus. Was ein Gedicht zu bewirken vermag, ist ein Fast-Nichts. Diese Ohnmacht ist seine Kraft. Die Absichtslosigkeit ist seine Absicht: ein Paradox. Unter äußerem Druck entsteht kein Gedicht. Es entsteht in einem anderen Auftrag. Das hat Reiner Kunze Marcel Reich-Ranicki zu verstehen gegeben:

Apfel für M.R.-R.

Ich finde, es ist höchste Zeit, daß es wieder etwas Neues von Ihnen zu lesen gibt.
(M.R.-R., *brief vom 12. dezember 1978*)

Bitte, lassen Sie von sich hören und schicken Sie mir Manuskripte, denn es ist ja nun höchste Zeit, daß es in unserer Zeitung etwas von Ihnen zu lesen gibt.
(M. R.-R., *brief vom 29. mai 1980*)

Höchste zeit kommt von innen

Höchste zeit ist, wenn die kerne schön schwarz sind

Und das weiß zuerst der baum
(Reiner Kunze, *gedichte*, Frankfurt a. M. 2001, 185)

Gedichte brauchen Zeit, Eigen-zeit, Reifungs-zeit. Deshalb hat es 11 Jahre gedauert bis zum nächsten Gedichtband von Kunze, der im Juli 2018 erscheinen wird. Kunze ist natürlich zurückhaltend, dazu Näheres zu sagen. Als ich ihn einmal vor einer Lesung anfragen wollte, ob er schon wisse, was er lesen werde, schrieb er mir sibyllinisch: „Wüßte ich nicht, was ich lesen werde, wäre es um meinen Nachtschlaf geschehen. Die Texte sitzen wie Hühner auf der Stange. Aber der Stallschieber wird erst bei der Lesung hochgezogen“. So ist es auch mit dem neuen Gedichtband. Wir kennen aus dem neuen Lyrikband nur einige Gedichte, die Kunze in der Neuen Rundschau veröffentlicht hat unter dem Titel „Ukrainische Nacht“. Es finden sich darin Reminiszenzen an Cernowitz, an Paul Celan, Rose Ausländer sowie an Selma Meerbaum-Eisinger. Ein weiteres Gedicht kann ich Ihnen allerdings noch verraten, Kunze hat es mir zum 65. Geburtstag vor zwei Jahren gewidmet: In einer Karte vom 27. März 2018 schrieb mir Reiner Kunze: „Auf den Rest Himmel müssen Sie noch bis Juli warten. Er wird mit der Post kommen. Sehr, sehr herzlich Ihr Reiner Kunze.“ □

YOUNG PROFESSIONALS im Jahr 2018

Im ersten Halbjahr 2018 gab es wieder ein vielfältiges Programm der „Young Professionals“: am 24. April begann das Filmseminar von und mit Dr. Werner Veith, Akademischer Oberrat am Lehrstuhl für Christliche Sozialethik der LMU München und Mitherausgeber der Publikationen „Handbuch Theologie und Populärer Film“ sowie „Angewandte Ethik und Film“.

An fünf Abenden (24. April, 8. Mai, 5. Juni, 26. Juni und 10. Juli) wurde nach der regulären Seminarsitzung öffentlich zur gemeinsamen Rezeption eines Films eingeladen und danach zu einem Gespräch mit einem eingeladenen Gast.

Den Beginn machte am 24. April der Film „Children of Men“, zu dem als Gesprächsgast Tim Moeck, Künstlerischer Mitarbeiter der Hochschule für Fernsehen und Film (HFF) München, eingeladen war. Er konnte viel über filmische Hintergründe und besonders über die Techniken des Drehbuchschreibens erzählen, da er selbst in der Abteilung VI – Drehbuch der HFF arbeitet. Am zweiten Abend des Seminars wurde „Disconnect“ geschaut, der sich u.a. mit dem Thema Cybermobbing auseinandersetzt. Als Experte zum Thema war Verena Weigand von der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien (BLM) anwesend, die auf anschauliche und gleichzeitig bedrückende Weise vom Umgang mit digitaler Gewalt und Hassinhalten berichtete. Am 5. Juni stand der Film „Der neunte Tag“ auf dem Programm, der die Geschichte eines im KZ Dachau gefangen gehaltenen katholischen Priesters erzählt. Ludwig Schmidinger, Bischöflicher Beauftragter der Erzdiözese München und Freising für KZ-Gedenkstättenarbeit, dessen Büro am ehemaligen KZ Dachau liegt, beeindruckte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit Berichten aus seiner seelsorglichen Tätigkeit an der KZ-Gedenkstätte.

Einen ganz anderen Schwerpunkt setzte am 26. Juni der animierte Film „Zoomania“; an diesem Abend beleuchtete Prof. Michael Coldewey, Lehrstuhlinhaber für VFX (Visual Effects) an der HFF München, die Hintergründe der Arbeit von Animationsfilmzeichnern. Den Abschluss der Reihe bildete am 10. Juli der Film „Das Meer in mir“, der sich um die Thematik Sterbehilfe dreht. PD Dr. Marcus Schlemmer, Chefarzt der Palliativstation am Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in München, vermittelte berührende Einblicke in den Alltag seiner Palliativstation und machte deutlich, dass Schmerzlinderung einen der bedeutendsten Aspekte seiner Arbeit darstellt.

Für eine weitere Veranstaltung am 26. April waren zwei Gremienmitglieder der Akademie eingeladen, ihre jeweiligen Sozialprojekte vorzustellen: Johanna Hofmeir, die 1993 den „Lichtblick Hasenberg“ gegründet hat, und Thomas Jansing, der, ebenfalls 1993, die Spendenaktion „BR Sternstunden“ ins Leben gerufen hat. Mit jeweils 25 Jahren Erfahrung und voller Begeisterung stellten beide ihre Arbeit vor, ergänzt durch einen Bericht von Sabrina Windemuth, die als „Missionarin auf Zeit“ bei missio ein Jahr in Afrika verbracht hat. Solche und ähnliche Projekte werden mit den Spenden der BR Sternstunden gefördert.

Am 1. Juni stand ein „Konsumkritischer Stadtrundgang“ auf dem Programm und zwar in Kooperation mit der KHG Leo 11 der LMU – durchgeführt von der Jugendorganisation Bund Naturschutz (JBN) in München. Bei einem dreistündigen Spaziergang rund um den Münchner Ostbahnhof erfuhren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer viele nützliche Infos zu den Themen Nachhaltigkeit, ökologisches Handeln und Globalisierung. Dabei machten die beiden Studentinnen von JBN

mit der Gruppe an drei Stationen Halt: vor einer Handy-Klinik, einem Second-Hand-Laden und einem veganen Döner-Restaurant.

Inzwischen schon fast guter Tradition fand außerdem in Zusammenarbeit mit der KHG Augsburg am 19. Juni ein „Parteiencheck“ mit Augsburger Landtagskandidatinnen und -kandidaten statt; vertreten waren alle Parteien des

aktuellen Landtags. Markus Weber und Maximilian Weber, zwei Studenten der KHG Augsburg, entlockten den Politikerinnen und Politikern mit gut vorbereiteten Fragen und Aktionen so manch aussagereiche Antwort und sorgten damit für einen informativen und gleichzeitig unterhaltsamen Abend.

Astrid Schilling



Die Augsburger Landtagsabgeordneten bei der Veranstaltung mit der KHG im Juni (v.l.n.r.): Markus Weber (KHG Augsburg), Margarete Heinrich (SPD), Stephanie Schuhknecht (Die Grünen),

Andreas Jäckel (CSU), Maximilian Weber (KHG Augsburg), Johann Wengenmeir (Freie Wähler), Dr. Thomas Groll (Domkapitular und Leiter der KHG Augsburg).



Beim konsumkritischen Stadtrundgang kam man auch an einem Second-Hand-Laden vorbei.



Szene aus dem Film „Disconnect“, in dem Cybermobbing thematisiert wird.

Foto: Verleih

Faust!-Festival München 2018

Mephisto theologisch

Gibt es den Teufel wirklich?

Goethes Faust kennt – wie jedes menschliche Leben – viele Facetten: sei es die Beschwingtheit der Jugend, die Wirkmacht der Liebe oder die Reife des Alters. Komisch nur, dass immer derselbe seine Finger mit im Spiel solchen Lebens hat: Mephistopheles, die Verkörperung des Bösen und damit Sinnbild für alles Schlechte in unserer Geschichte. Doch gibt es ihn wirklich, den Teufel? Oder muss es auch hier heißen: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“?

Die Katholische Akademie Bayern nahm sich am 26. Februar 2018 dieser gewaltigen Frage an und bat anlässlich des Münchener Faustfestivals zum klärenden Gespräch. „Mephisto Theologisch. Gibt es den Teufel wirklich?“ lautete der Titel der Veranstaltung und nahm vor 300 Besuchern den Teufel gleich aus mehreren Perspektiven ins Visier: der Kunstgeschichte, der Psychologie, der Religionswissenschaft und natürlich auch der Theologie.

Florian Schuller: Gibt es ihn wirklich, den Mephisto, den Teufel? Dass es Böses gibt, darin sind wir uns alle einig. Dass es das Böse gibt, das wissen wir auch. Ob es den Bösen gibt, darum geht es heute Abend. Aber vielleicht ist diese Frage schon zu direkt gestellt. Vielleicht muss man fragen: Welche Lebenserfahrungen werden angesprochen, wenn vom Teufel die Rede ist? Letztlich, welche Überzeugung von Gott steckt hinter der Rede vom Teufel? Professor Augustyn ist Kunsthistoriker und hat auch katholische Theologie studiert. Was ist Ihre Lieblingsdarstellung, mit der am deutlichsten wird, was der Teufel sei?

Wolfgang Augustyn: Die Darstellung, an die ich mich spontan erinnere, ist der Kopf des Teufels zwischen Adam und Eva am Türsturz der Kathedrale von Autun. Der kleine Kopf wurde sehr viel später gefunden als die liegende Figur der Eva. Er zeigt, was ich mit der Vorstellung des Teufels verbunden sehe, was allerdings nicht die Frage beantwortet, ob es ihn gibt. Aber es existiert die Vorstellung: Er ist ironisch, verführerisch, hat suggestive Qualitäten.

Florian Schuller: Professor Frick hat Medizin studiert, Philosophie, Theologie und ist Jesuit. Jeder Jesuit unterzieht sich während seines Lebens mindestens zwei Mal der großen, 40-tägigen Exerzitionen des heiligen Ignatius von Loyola. In der ersten Woche lauten bei den Regeln zur Unterscheidung der Geister die Nummern 12 bis 14: „Der Feind, also der Teufel, verhält sich wie eine Frau. Seine Kräfte sind schwach, aber er will gerne stark erscheinen. Desgleichen verhält er sich wie ein eitler Verliebter. Er wünscht verborgen zu sein und nicht entdeckt zu werden. Er verhält sich auch wie ein Häuptling, der einen Platz bezwingen und ausrauben will.“ Frau, Verliebter, Häuptling. Als Sie Ihre großen Exerzitionen gemacht haben, was ging Ihnen bei diesen Bildern durch den Kopf?

P. Eckhard Frick SJ: Ich bin froh, dass Sie gleich die Regeln zur Unterscheidung der Geister zitiert haben; denn der eigentliche Schauplatz für den

weisen: Bei aller Aufklärung, bei aller Entmythisierung dürfen wir nicht die Realität des Bösen vergessen. Diese Realität drückten unsere Vorfahren in mythischen Bildern aus; wir können das nüchterner tun, aber die Beispiele, die Sie zitiert haben, sprechen ganz unmittelbar: Die Bilder stehen für den geistlichen Kampf, für die Unterscheidung der Geister zwischen dem guten Geist und dem „Feind der menschlichen Natur“, wie Ignatius den Teufel gern nennt. Diese Bildwelt sagt uns: Macht es euch nicht zu einfach mit dem Teufel, indem ihr ihn entmythisiert.

Florian Schuller: Doktor Katharina Wilkens hat Religionswissenschaft mit Schwerpunkt Afrika studiert und ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am inter-fakultären Studiengang Religionswissenschaften der LMU. Ihre Doktorarbeit hat sie geschrieben über „Religious Healing in East Africa. A Case Study of the Marian Faith Healing Ministry“ – marianische Heilung bei Besessenheit. Sie sind also eine Fachfrau für Besessenheit, zumindest wie sie in Afrika erlebt und geheilt wird. Ich vermute, dass Sie vor Ort viele direkte Erfahrungen mit sogenannten Besessenen gemacht haben. War Ihnen da manchmal doch etwas schummerig ums Herz, oder konnten Sie immer ganz distanziert beobachten?

Katharina Wilkens: Dadurch, dass ich selber hier in Deutschland nie mit Besessenheit in dieser speziellen Form zu tun hatte, bin ich nicht mit eigenen Ängsten nach Afrika gegangen. Ich konnte also tatsächlich den Abstand wahren. Es ging wirklich darum, dass sich jeden Nachmittag die Kranken eingefunden haben und exorziert wurden, und einmal im Monat die Nachtwachen. Ich hatte den unschönen Eindruck, dass wie am Fließband exorziert wurde. Aber zu sehen, wie die Dämonen durch die Leute sprechen, wie sie

in Trance fallen, die spitzen Schreie, die Unruhe – das ist schon beeindruckend zu beobachten.

Florian Schuller: Thomas Ruster ist Professor für Dogmatik an der TU Dortmund. Mehrere seiner Bücher behandeln die Frage der Mächte und Gewalten – eine Himmelslehre“ heißt eines seiner Bücher 2005. Ein anderes von 2010 „Die neue Engelreligion – Lichtgestalten, dunkle Mächte“. In Goethes Hexenküche verbittet sich Mephistopheles den Namen Satan. Sie zitieren in einem Ihrer Bücher dann den letzten dieser Sätze: „Er ist schon lange ins Fabelbuch geschrieben.“ Allein die Menschen sind nicht besser dran. „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.“ Was treibt Sie an, immer wieder die Frage nach den Mächten und Gewalten und damit auch die Frage nach dem Bösen zu stellen?

Thomas Ruster: Zunächst ist es ein generelles Interesse, die Bestände unserer langen theologischen Tradition und gerade auch die, die ein wenig ins Abseits geraten sind, weil sie als nicht mehr modernisierungsfähig gelten, noch einmal anzuschauen und zu prüfen, ob sie noch etwas zu sagen haben. Ich sehe mich als ein traditionsbewusster Theologe, zugleich aber mit dem Willen, alles für die Gegenwart noch einmal ganz anders zu sagen. Also kein Traditionalist, aber doch jemand, der diese 2000-jährigen Denkbemühungen nicht einfach in den Kamin schreiben will. Was nun die Erfahrung von Mächten und Gewalten betrifft, also von etwas sehr Machtvollem, da bin ich überzeugt, dass Theologie oder allgemeiner: der christliche Glaube einen besonderen Blick auf diese Mächte haben, der sich von einem nicht-religiösen, nicht-gläubigen Blick unterscheidet. Nämlich, dass wir wissen, dass es eben keine letzten Mächte sind. Und deshalb haben



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (Mi.) moderierte die Diskussion mit (v.l.n.r.) Prof. Dr. med. Eckhard Frick SJ, Prof. Dr. Wolfgang Augustyn, Dr. Katharina Wilkens und Prof. Dr. Thomas Ruster.



Prof. Dr. Wolfgang Augustyn, Stellvertretender Direktor des Zentralinstituts für Kunstgeschichte sowie Professor für Kunstgeschichte an der LMU München

wir ein, wenn man so will, entspannteres Verhältnis zu solchen Mächten und Gewalten. Was einem glaubenslosen Blick als alternativlose, unbedingte, letzte und bestimmende Macht und Gewalt erscheinen muss, kann vom Glauben aus erst mal relativiert werden. Das ist ein Dienst, den wir als Theologen an der Gesellschaft zu leisten haben.

P. Eckhard Frick SJ: Der Satan, der im Buch Hiob auftaucht und Hiobs Geschick, seine Gesundheit in die Hand bekommt, ähnelt ja dem Prolog des Faust. Er spricht mit Gott gewissermaßen auf Augenhöhe und bekommt Hiob in die Hand, aber letztendlich gelingt es ihm in diesem verwickelten Buch nicht, diesen gläubigen Hiob zu erschüttern.

Florian Schuller: Aber er ist natürlich etwas ganz anderes als der Teufel oder der Satan im Neuen Testament. Dort gibt es ja deutlich mehr Stellen über ihn als im Alten Testament.

Engelsturz

Wolfgang Augustyn: Die Vorstellung der stürzenden Engel ist eine der wichtigen Quellen für die Überzeugung, dass es die Gegenwelt gibt, dass ein Teil der Engel sich aus eigenem Willen von Gott abwenden und daraufhin den Himmel verlassen müssen. Es ist ein sehr altes biblisches Bild, wurde aber in der Kunstgeschichte erst relativ spät dargestellt. Das Motiv ist durchaus wichtig, aber nicht durchgängig. Denn es gibt andere gleichwertige oder sogar noch einflussreichere Erklärungsmodelle für die Vorstellung von Hölle und von Endzeit, die bildwürdig und auch bildfähig waren. Der Engelsturz hat dann neue Konjunktur gewonnen in der Gegenreformation, als er ein kon-

P. Eckhard Frick SJ: Es scheint mir sehr wichtig, im Neuen Testament zwischen dem Dämon und dem Satan zu unterscheiden. Die Dämonen sind eher für das Malum Physicum zuständig, also für alles, was Krankheit ist, oder was wir heute Epilepsie nennen würden oder Dissoziation, also Besessenheit im heutigen, psychopathologischen Sinn. Davon unterschieden ist der Satan, der Verführer. Es gibt zwar den Vorwurf der Gegner, Jesus sei von Beelzebul besessen; mit Hilfe des Anführers der Dämonen treibe er die Dämonen aus (Mk 3,22). In diesem Kontext sehen wir Satan als eine Art Präsident der Dämonen-Republik. Aber im Übrigen unterscheiden die Evangelien, gerade Mk zwischen Heilungen (von Krankheiten) und Exorzismen bei Besessenheit. Eine wichtige Nuance! Dämonen stiften Verwirrung, wissen etwas vom Messiasgeheimnis Jesu, sind Abergelster, sagt Fridolin Stier, reden immer das Gegenteil, aber sind eigentlich nicht schlecht im moralischen Sinn. Satan oder den Teufel halten wir dagegen für eine moralisch schlechte Größe.

fessionelles Motiv wurde und man den Unterschied von Glaube und Abkehr vom wahren und richtigen Glauben in dieses Bild kleidete. Wie Sie alle ja wissen, wurde der Erzengel Michael als der Fürst der guten Engel gewissermaßen die Idealfigur der wahren Gläubigkeit. Interessanterweise hat aber der Engelsturz nie jene Bildfähigkeit bekommen, wie zum Beispiel das Weltgericht. Er wurde auch kein Auslöser für eschatologische Vorstellungen. In der byzantinischen Ikonographie rollen zum Beispiel die Engel beim Weltgericht den Himmel ein, weil nach dem Weltgericht alles ganz anders sein wird. Dafür braucht man den Engelsturz nicht.

Thomas Ruster: In der ganzen Bibel, später ist es anders, ist auch der Teufel eigentlich kein böses Wesen, sondern eher einer, der das Böse bei anderen aufdeckt und vor Gott zur Sprache bringt, also der Ankläger, der Staatsanwalt vor Gottes Gerichtshof. Er ist der, der die Angeklagten auf Herz und Nieren prüft, wie zum Beispiel Hiob, natürlich ein extremes Beispiel, oder Jesus, ob er eben der rechte Sohn Gottes ist und die Versuchung besteht. Es heißt einmal in der Offenbarung des Johannes: „Gestürzt ist der Ankläger unserer Brüder“. Diese Funktion ist sicherlich sehr unangenehm, also jemand, der die Schuld vor Gott trägt. Die entscheidende Aussage im Neuen Testament zum Thema Teufel oder Satan ist die einzige Selbstaussage Jesu, nämlich: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“ Das bildet die Grundlage der Reich-Gottes-Verkündigung, weil sie bedeutet: Diese Anklägerposition ist passé. Der Teufel hat kein Recht, keinen Zutritt mehr zum göttlichen Gerichtshof. Gott hört sich die Klagen gegen seine Getreuen nicht mehr länger an. Er verurteilt sie nicht mehr wegen ihrer Taten. Deshalb gilt: Das Reich Gottes ist jetzt nahe gekommen, und es kann wie im Himmel so auch auf Erden Gottes Wille geschehen.

P. Eckhard Frick SJ: Es ist immer schwer, die biblische Botschaft zusammenzufassen, aber ich würde Sie schon fragen: Wie ist das denn mit Judas und dem Verrat, der ja auf den Teufel zurückgeführt wird? Gilt hier auch nur die anklagende Funktion?

Thomas Ruster: Es gibt sicherlich fließende Übergänge, aber auch da ist es so: Judas wird durch die Versuchung mit den 30 Silberlingen getestet. Das ist natürlich etwas böse, aber von einem, könnte man sagen, juristischen oder kriminalistischen Interesse geleitet.

Florian Schuller: Frau Doktor Wilkins, wie muss man das religionswissenschaftlich sehen? Gibt es in afrikanischen Religionen auch das Prinzip des Anklägers auf einer göttlichen Ebene?

Katharina Wilkins: Eigentlich nicht in so radikaler Gegenüberstellung. Das Gute und das Böse werden oft viel alltäglicher aufgelöst: Möchte der Mensch seine Macht nutzen, um Schaden anzurichten oder um Beziehungen, Krankheiten zu heilen? Von daher halten sich die Götter aus dem Leben der Menschen weitestgehend heraus. Es sind die Menschen, die entscheiden, wie sie miteinander umgehen möchten.

Florian Schuller: Professor Augustyn, gibt es in der Kunst Bilder vom Satan als Ankläger?

Wolfgang Augustyn: In der klassischen Bildtradition wüsste ich keinen Fall. Ich würde sagen, der Satan gehört nicht dem Gerichtshof an, sondern ist eher Teil der Exekutive. Er vollzieht, was entschieden worden ist. Wenn man an die christliche Ikonographie denkt, hat der Teufel sympathischerweise keine so große Bedeutung. Das entspricht durchaus dem, was man aus der Dogmatik kennt. Der Teufel ist Teil eines großen Systems, aber kein wichtiger Teil. In den ersten drei Jahrhunderten der christlichen Ikonographie kommt er so gut wie gar nicht vor. Die frühesten Darstellungen stammen aus dem sechsten Jahrhundert, dann konzentriert das frühe und hohe Mittelalter die Darstellung des Teufels auf zwei Komplexe: Der eine betrifft den Teufel als Dämon, da wird im Bild nicht unterschieden. Die didaktischen Qualitäten der Kunst bestehen ja oft auch darin, dass sie

nicht zwingend immer um die letzte theologische Differenzierung bemüht sein muss, sondern plakativer sein darf, um Anschaulichkeit zu gewinnen. Der zweite Komplex ist das Weltgericht. Der Teufel spielt hier eine Rolle als diejenige Instanz, die die Verurteilten in die Verdammnis führt, und zwar unter dem Richterspruch des ewigen Richters. Gott urteilt, belohnt und bestraft. Der Teufel ist nur Werkzeug.

Florian Schuller: Gibt es im Neuen Testament nicht doch noch andere Facetten seiner Aufgaben, jenseits vom Ankläger oder dem, der die Menschen prüft?

Thomas Ruster: Wir haben im ersten Petrusbrief den Satz: „Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge.“ Er repräsentiert eben das, was dem Glaubenden gefährlich werden kann. Auch da wieder eher die Versuchung, aber es gibt im Neuen Testament ganz klar keinen Dualismus von Gott und Teufel. Gott ist der Herr der Welt, der Teufel spielt eine andere Rolle, allerdings wird er bei Johannes auch als „Fürst dieser Welt“ bezeichnet. Sein Einfluss wird schon sehr groß gesehen. Von daher auch die Vorlage für die spätere Ikonographie, bei der der Teufel eine sehr dominante Bedeutung bekommt.

Florian Schuller: Aber was hat sich dann geändert im Lauf der Kirchengeschichte, der Kulturgeschichte? Wenn ich etwa an die Wüstenväter denke: Ich weiß nicht, ob man bei denen scharf trennen kann zwischen Teufel und Dämonen; die kämpfen Tag und Nacht mit Dämonen. Und dann vor allem Augustinus: Es darf keine Taufe ohne Exorzismus geben. Er verbindet das Böse und die Einflüsterungen des Teufels mit den sexuellen Leidenschaften. Der Teufel ist ein Lufttäter und kann deshalb in die Seelen der Menschen eindringen.

P. Eckhard Frick SJ: Herr Ruster hat vollkommen richtig gesagt: Der Dualismus ist nicht biblisch und in der ganzen Kirchengeschichte immer zurückgewiesen worden. Der Teufel ist kein Gegengott. An der Taufe kann man es sehr schön zeigen. Dreimal wird der Glaube abgefragt und auch das Widersagen; das Widersagen ist eben kein Glauben, das heißt: eigentlich wird die Nichtigkeit erfragt. Es ist vollkommen unmöglich zu sagen, ich glaube an den Teufel, weil Glaube heißt, ich vertraue mich einem Menschen oder natürlich auch Gott an.

Florian Schuller: Ich taufe regelmäßig als Gemeindepfarrer. Die dritte Widersagen-Frage lautet bekanntlich: „Widersagt Ihr dem Satan, dem Urheber des Bösen?“ Hier wird schon der Satan als real gegeben angenommen.

P. Eckhard Frick SJ: Wir müssen uns fragen: Was sagt uns heute diese mythische, auch biblische Sprache? Wenn wir Worte gebrauchen wie zum Beispiel das Wort „widersagen“, was bedeutet das für uns? Ich meine, es heißt: Wir wenden uns Gott zu und alles, was uns daran hindert, versuchen wir zu durchschauen, in diesem Sinne auch zu entmythisieren, uns nicht irreführen zu lassen, um uns Gott zuzuwenden.

Thomas Ruster: Wir müssen noch über die moralische Problematik des Teufels reden, aber vorher wollte ich die spezifisch theologische Problematik mitherausarbeiten. Eben sagte Herr Augustyn völlig zu Recht, dass erst ab dem 6. Jahrhundert und dann verstärkt im frühen Mittelalter die Teufelsfigur in der Kunst Karriere macht. Das hat einen guten Grund. Wenn einmal ein be-



Ein Detailausschnitt aus der Szene des Weltgerichts am Fürstenportal im Bamberger Dom, entstanden um das Jahr 1230.



Prof. Dr. med. Eckhard Frick SJ, Professor für Anthropologische Psychologie an der Hochschule für Philosophie SJ München

stimmtes Gottesbild entstanden ist, das Bild eines Gottes, der alles Wirkliche umgreift, alles in allem ist, der das Sein selbst und auch das Gute schlechthin ist, also dieses Gottesbild, das wir heute mit dem Begriff Theismus bezeichnen, dann kann es neben diesem Gott eigentlich gar nichts anderes mehr geben, was noch ein Existenzrecht hätte. Dieses für mich ganz unbiblische, theistische Gottesbild, was im Laufe der ersten fünf Jahrhunderte durch die Vermischung von verschiedenen philosophischen Ansätzen der griechischen Philosophie zustande gekommen ist, lässt keinen Platz mehr für Anderes neben Gott. Ein göttlicher Totalitarismus. Da muss der Teufel plötzlich eine große Bedeutung bekommen, weil er die einzige Instanz ist, die sich gegen Gott behauptet. Gegen die totale Positivität Gottes bleibt dem Teufel immer nur die Rolle der reinen Negativität. Aber das heißt gleichzeitig auch, die Rolle der Selbstständigkeit gegenüber Gott. Überlegen Sie mal, was dem Teufel in der traditionellen Dogmatik so vorgeworfen wird. Er würde aus Wohlgefallen an sich selbst handeln. Ist das so schlimm und verwerflich? Wer sich gegen Gott entscheidet, der entscheidet sich gegen das Gute, also damit für das Böse. Deswegen ist jede Freiheitstat, die sich gegen das Göttliche richtet, immer schon eine böse Tat, und so fällt dem Teufel immer die Rolle des Bösen zu, er ist gewissermaßen immer der arme Teufel, der nur böse sein kann. Aber darin ist er gleichzeitig, das muss man auch mal zur Ehrenrettung des Teufels sagen, derjenige, der für die Selbstständigkeit des Geschaffenen neben Gott steht, der gleichsam diesen göttlichen Totalitarismus immer wieder aufbricht. Oder wenn Sie es mit Goethe haben wollen: „Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ Indem er sich gegen Gott wendet und von ihm abgrenzt, also das Böse will, schafft er etwas Gutes, nämlich eigenes Sein neben Gott. Darum ist der Teufel gewissermaßen ein Kollateralschaden des Theismus.

Florian Schuller: Das ist ein Satz, der, wenn Journalisten da sind, wahrscheinlich morgen in den Medien steht.

Wolfgang Augustyn: Wie gehen wir dann mit diesem so zementierten Gottesbild um? Also mit dem Totalitarismus? Denn er prägt im Grunde unsere ganze Tradition.

Thomas Ruster: Das heißt vor allem, dass wir diese Kontingenzvernichtung in Frage stellen. Mit Kontingenz meine ich, es kann alles auch anders sein, aber Gott ist absolut notwendig und unveränderlich; er ist allwissend, also kann ihn nichts überraschen. Er kann alles vorherbestimmen und ist allmächtig, also kann ihn keinerlei Kontingenz überraschen. Das war die zentrale Funktion, die Gott in der klassischen Gesellschaft hatte, eben Kontingenz zu bannen, zu reduzieren. Der Teufel steht dem gegenüber als der, der Kontingenz eröffnet. Es könnte auch anders sein, als Gott es will. Das ist die Aussage der Schlange im Paradies, die ja mit dem Teufel identifiziert wird. Gott verbietet, von dem Baum zu essen, und der Teufel sagt zu Eva: Sollte Gott gesagt haben, dass ihr nicht von allen Bäumen essen dürft? Damit wird eine Infragestellung dieser göttlichen Bestimmung vollzogen. Genau das ist Kontingenzerschließung, also eine Erschließung dessen, was auch anders als so, wie es ist, möglich sein könnte. Um auf Ihre Frage einzugehen, ohne sie wirklich beantworten zu können: Wir müssen Gott und Kontingenz theologisch zusammendenken können, dann brauchen wir keinen Teufel mehr.

P. Eckhard Frick SJ: Ich versuche, diese These vom Kollateralschaden des Theismus weiter zu denken. Wie könnte denn ein nichttheistischer Zugang zum Teufel aussehen? Ihre Kritik bezieht sich ja auf einen philosophischen Gottesgedanken, der vor allem von den griechischen Gottesprädikaten geprägt ist. Möglicherweise wäre ein Prozessmodell gut, wie wir es zum Beispiel im Buch Hiob haben, wo Satan mit Gott

Arzt und Exorzist

P. Eckhard Frick SJ: Wir Ärzte dürfen nicht, wenn wir am Ende sind, unsere Patienten aufgeben, sondern müssen verstehen, dass sie auch spirituelle Wesen sind, dass sie Gebet brauchen. Ob das der Arzt selber spricht, ist im Einzelfall zu prüfen. Im Regelfall wird sich die Ärztin oder der Psychotherapeut nicht an gemeinsamen Gebeten beteiligen – aus Neutralitätsgründen und um die eigene professionelle Position nicht zu missbrauchen. Aber Therapie und Spiritualität müssen zusam-

menkommen, besonders bei schwer kranken Menschen. Wenn sie eine geistliche Heimat haben und wenn sie um Befreiung beten wollen, sollten wir das nicht der ärztlichen und psychotherapeutischen Kunst entgegensetzen. Wir dürfen da keinen neuen Dualismus errichten, Gebet und wissenschaftlich begründete Therapie sind keine Gegensätze, wenn beides in Freiheit geschieht.

Dafür braucht man den Engelssturz nicht.

im Gespräch ist. Karl Barth sagt einmal: Der Teufel gehört zu Gottes eigener Haushaltung. Auch der deutsche Idealismus denkt durchaus die dunkle Seite mit Gott zusammen. Wir können dann an die biblische Botschaft anknüpfen: „Ich erschaffe das Licht und mache das Dunkel, ich bewirke das Heil und erschaffe das Unheil. Ich bin der Herr, der das alles vollbringt“, heißt es bei Deuteroseiaia (45,7). Gerade weil Gott der Große ist, aber nicht der Totalitäre, deshalb hat er auch andere Seiten. Das hat die Psychoanalyse im 20. Jahrhundert mit Carl Gustav Jung sehr deutlich gezeigt. Die dunklen Aspekte des Gottesbildes müssen theologisch reflektiert werden, weil wir sonst vor lauter theistischer Helligkeit die Gottesidee unterbieten. Wir haben dann einen sehr anthropomorphen schattenlosen Gott.

Florian Schuller: Gehen wir nochmals zurück zur Geschichte. Faktisch gibt es doch in unserer Kirchengeschichte einen Dualismus, auch wenn wir es als Theologen immer wieder schaffen einigermaßen hinzubiegen, dass es kein radikaler Dualismus ist. War Augustinus, Professor Ruster, die logische Konsequenz eines griechischen Seins-Verständnisses von Gott? Oder wie kann man es verstehen, dass Augustinus den unbiblischen Gedanken in die Welt setzt, der uns seit damals nicht mehr losgelassen hat, wonach der Teufel den Menschen speziell in der Sexualität versucht?

Thomas Ruster: Ich stimme erstmal Ihrer skeptischen Haltung gegenüber Augustinus zu. Aber er ist natürlich ein sehr großer Theologe, weil es ihm gelungen ist, große Grundunterscheidungen einzuführen, die seitdem die Theologie maßgeblich geprägt haben. Also die Unterscheidung von Gottesbürgerschaft und irdischer Bürgerschaft, von Sünde und Gnade, von Freiheit und Vorherbestimmung. Sobald ich Unterscheidungen einführe, habe ich immer zwei Seiten. Deswegen hat er immer dem Teufel einen Platz freigehalten, weil er die andere Seite der Unterscheidung besetzen musste. Die civitas dei ist die Seite Gottes, und die civitas terrena oder diaboli ist eben die Seite, die dem Teufel gehört. Natürlich war er schrecklich neuplatonisch orientiert und hat im Materiellen und Fleischlichen und damit im Sexuellen und Sinnlichen das Böse gesehen, weil er Gott eben auf der Seite des Geistes erlebt hat – übrigens selbst sehr glaubwürdig. Es war für ihn ein Befreiungserlebnis, dass Gott so geistig ist und ihn aus den Niederungen des Körperlichen befreit. Er wollte es vielleicht gar nicht unbedingt, aber indem er eine Unterscheidung einführt, hat er gleichzeitig die andere Seite mitgeführt.

Florian Schuller: Und Augustinus hat immer wieder darüber gesprochen. Jemand hat mal gezählt: 2615 Mal kommt das Wort Teufel bei ihm vor. Professor Augustyn, Sie haben vorher gesagt, der Teufel hatte in der Kunstgeschichte nicht den hohen Stellenwert, der ihm theologisch auch nicht zugekommen wäre. Kann man in der Kunstgeschichte einen Wechsel im Teufelsverständnis sehen? Gibt es Phasen, wo er häufiger gezeigt wurde? Wo sich sein Bild wandelt?

Wolfgang Augustyn: Der Teufel wird sehr instrumentell gebraucht, er ist eine didaktische Bildfigur, die ganz unterschiedlich besetzt werden kann, je nach Zusammenhang. Am Anfang, auch im Frühmittelalter, noch bei der Illustration von Psalmen und Ähnlichem, sind die biblischen Bilder wichtig. Da ist der Teufel meist der Versucher. Die judikative Komponente, dass der Glaube etwas ist, was man abwägen kann nach Verdienst und Verschulden, nimmt am Ende des ersten Jahrtausends stark zu, um im Hoch- und Spätmittelalter zur breiten Tradition der Weltgerichtsdarstellungen zu führen. Da hat der Teufel eine klar definierte Rolle. Er ist darüber hinaus im Spätmittelalter die große moralische Gegenfigur zu dem, wie sich der Mensch verhalten soll. Deswegen kommen die drastischen Elemente der Bildüberlieferung hinzu, die Monstren, die Tiergestalten. Sie stehen für die triebgesteuerte Kontrolllosigkeit des Gegenengels, der dann auch entsprechende Attribute bekommt, wie Bockshörner, den Ziegenfuß, und der oft mehrere Gesichter hat, auch im Bereich der Genitalien ein zusätzliches Gesicht, weil er durch die Sinne sieht und denkt und fühlt und hört. Also eine drastische Konzentration auf den moralischen Aspekt. Interessanterweise bricht die Bildkonjunktur des Teufels im 17. Jahrhundert, in der Barockzeit, relativ stark ab. Der Teufel ist dann erst wieder eine Figur im 19. Jahrhundert, aber da nicht mehr im strengen Sinn religiös konnotiert, sondern er wird wie bei Goethe oder Gustave Doré eine Metapher für das Böse.

Florian Schuller: Frau Doktor Wilkens, wir haben über biblische und nachbiblische christliche Teufelsvorstellungen diskutiert. Wenn Sie das als Religionswissenschaftlerin hören, wie würden Sie die biblische Tradition in ein religionswissenschaftliches Universum einordnen?

Katharina Wilkens: Ich sehe zunächst einmal, dass es auch innerhalb der christlichen Tradition viele unterschiedliche Zugänge gibt: die katholische Kirche des globalen Südens, die charismatischen Bewegungen und die Pfingstkirche, sehr viele Konfessionen



Michael Pacher zeigt auf diesem Altarbild den Kirchenlehrer Augustinus in der Konfrontation mit dem Teufel. Das

Werk – entstanden in den Jahren 1471 bis 1475 in Südtirol – hängt heute in der Alten Pinakothek in München.

und Bewegungen, in denen Teufel und Dämonen zunächst einmal zusammen gedacht werden. In diesen Traditionen spielen dualistische Weltbilder eine große Rolle, bei der die Gläubigen vor der Entscheidungsfrage stehen: Man darf nicht zwei Herren dienen, dienst du dem Teufel oder dienst du Gott? Und im Blick auf die anderen Religionen machen wir ein großes Fass auf. Was sich noch mehr als der Teufel durchzieht, sind die Dämonen. Dass sich solche Geister in einer Teufelsfigur verdichten, haben wir im Islam mit dem Schaitan, dem Satan. Kleine Notiz am

Rande: In Tansania, wo ich die meiste Forschung gemacht habe, heißen die Dämonen Schetani, vom Schaitan abgeleitet, also die Teufel im Plural. Der Begriff ist eine ganz normale Bezeichnung, das sind nicht unbedingt die moralisch Bösen. Ob es einen Teufel gibt, das wird unterschiedlich beantwortet.

P. Eckhard Frick SJ: Es kommt schon vor, dass bei mir Menschen anrufen und fragen: Glauben Sie an den Teufel? Diese Frage müssen wir schon ernst nehmen. Wenn wir sagen, sie ist theologisch Nonsense, stimmt das in gewisser

Weise. Aber warum stellen Menschen die Frage? Zum Beispiel kommen sie mit einem Besessenheitsproblem. Sie kommen zu mir als Psychotherapeuten oder sie wissen irgendwie: der ist Priester, vielleicht macht er einen Exorzismus. Es kann auch einfach der Wunsch sein, ernst genommen zu werden, mit dem was sie erleben. Das können wir nicht auf einer dogmatischen Ebene beantworten. Vielmehr verbirgt sich hinter dieser Frage möglicherweise eine Not. Die Frage kann deshalb kommunikativ sehr wichtig sein.

Katharina Wilkens: Ein gutes Beispiel, das ich damals in Afrika mit den Menschen erlebt habe, die zu jener marianischen Gruppe gegangen sind und ein stark dualistisches Weltbild hatten, in dessen Mittelpunkt Exorzismen standen: Eine Frau hatte erzählt, dass sie zu dieser Gruppe gekommen war mit Herzrasen und verschiedenen physischen Störungen, die in der Klinik nicht behandelt werden konnten. Der leitende Priester stellte fest, dass Besessenheit vorliegt und vollzog den Exorzismus. Der Frau ging es hinterher besser, aber sie war entsetzt, dass Dämonen in ihr

Über den Tellerrand geblickt

Katharina Wilkens: In vielen christlichen Konfessionen und Bewegungen werden Teufel und Dämonen zunächst einmal zusammen gedacht. In diesen Traditionen spielen dualistische Weltbilder eine große Rolle, bei der die Gläubigen vor der Entscheidungsfrage stehen: Man darf nicht zwei Herren dienen, dienst du dem Teufel oder dienst du Gott? Und im Blick auf die anderen Religionen sind die Dämonen

ebenfalls sehr präsent. [...] Ob es einen Teufel gibt, das wird unterschiedlich beantwortet. [...] Unglück und böse Erfahrungen im Leben gibt es, und wir müssen damit umgehen lernen. Deswegen sind das Gute und das Böse Teil des Lebens. Menschen mit Ängsten muss man begegnen können, wir müssen dafür eine Sprache haben, [...] es gibt einfach beide Seiten im Leben.

Leben getreten waren, sie hatte damit nie gerechnet. Eine andere Frau kam zur selben Gruppe, mit verschiedenen Problemen in der Familie, beispielsweise einem alkoholabhängigen Ehemann. Wegen ihres traditionell geprägten Weltbilds war sie davon ausgegangen, dass es ganz klar ein Fall von Geisteskrankheit war, und wollte den Exorzismus. Der Priester sagte, da seien gar keine Dämonen, die Bauchschmerzen könnte man mit einer Operation lösen. Es geht wirklich um komplexe Einzelfallentscheidungen.

P. Eckhard Frick SJ: Da haben wir einen ganz anderen Dualismus, nämlich zwischen einem bestimmten Volksglauben und der sogenannten wissenschaftlichen Medizin, die nicht fähig ist zu verstehen, dass Menschen ihr Leid eben auf diese Weise formulieren, wie sie es tun. Was es braucht, ist Übersetzung. Was wir natürlich nicht machen können, ist, so zu tun, als hätten wir keine aufgeklärte Wissenschaft in unserem Land. Wir können nicht einfach einsteigen in einen fremden Kontext, als gäbe es nicht unsere Kriterien.

Florian Schuller: Wie funktioniert das konkret in diesem Dreieck aus naturwissenschaftlicher Medizin, Theologie und Psychotherapie?

P. Eckhard Frick SJ: In der Walpurgisnacht spricht der Proktophantasmist: „Ihr seid noch immer da! Nein das ist unerhört. / Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt! / Das Teufelspack es fragt nach keiner Regel. / Wir sind so klug und dennoch spukts in Tegel. Wie lange hab´ ich nicht am Wahn hinaus gekehrt / und nie wirts rein, das ist doch unerhört!“ Das war ein gewisser Friedrich Nikolai in Tegel, der eine große wissenschaftliche Untersuchung veranstalten wollte, um den Sinn und die Ursache der Poltergeister herauszufinden. Goethe hat ihn deshalb entdeckt, weil er kurze Zeit später selber einem Gespensterglauben anheimfiel. Dann ließ er sich, deshalb heißt er Proktophantasmist, der Steißgeisterseher, von hinten mit Blutegeln behandeln, dieser aufgeklärte Mensch, um die Geister loszuwerden. Goethe hat das amüsiert. Es ist charakteristisch für ihn, wie ironisch er mit der Aufklärung umgeht, aber auch mit den Menschen, die meinen, mit einer sogenannten wissenschaftlichen Erklärung das Problem des Teufels erledigt zu haben. Diese Stelle mag ich deshalb so gerne. Wir sollten also von Goethe die Ironie übernehmen, die in der Mephistogestalt personifiziert ist, um mit diesen Fragen richtig umzugehen. Es reicht nicht eine biedere Aufklärerei. Die kritisiert Goethe an diesem Herrn Nikolai aus Tegel und hat ihn damit lächerlich, aber auch unsterblich gemacht.

Jetzt zu ihrer Frage. Carl Gustav Jung war der Überzeugung, dass er eine „Persönlichkeit Eins“ hat, die sich im Alltag bewegt und tatsachenwissenschaftlich

beschreibbar ist, aber auch eine „Persönlichkeit Zwei“, mit der er viel offener war für das Parapsychologische und alles, was wir nicht direkt sehen können. Seine Mutter empfahl ihm: Lies mal den Faust, weil Faust genau das hat. Er ist Naturwissenschaftler, und dann kommt Wagner und sagt: „Ihr deklariert gewiss ein griechisch Trauerspiel“ und meint, dass diese Fülle der Gesichte der trübe Schleicher stören muss. Also, die Aufklärer sind trübe Schleicher für Faust, weil er offen ist für diesen uns so faszinierenden Bereich der Verführung, aber auch des Witzigen. Mephisto ist auch sehr geistreich. Das wird wunderbar im Faust dargestellt und kann uns als Psychotherapeuten helfen, dass wir nicht in einer biederen, aufklärerischen Attitüde mit solchen Phänomenen umgehen, sondern sie erst mal kommen lassen. Das geht dann auch oft in die Träume hinein, das Unbewusste kennt solche Figuren. Es ist gewissermaßen realer als unsere Aufklärung.

Florian Schuller: Wann und wie kommt dann bei Ihnen, als gläubigem Psychotherapeuten und Naturwissenschaftler und Mediziner, das Theologische oder das Glaubensverständnis in dieses Zuhören hinein?

P. Eckhard Frick SJ: Ich warte erstmal ab, was vom Gegenüber kommt. Wenn es eine psychotherapeutische Behandlungssituation ist, werde ich nicht wie Gretchen fragen: Wie hältst du's mit der Religion? Sondern ich höre erstmal wie ist der Kontext? Gerade der religionswissenschaftliche und interkulturelle Vergleich kann uns zeigen, dass es bei uns spröde zugeht. Wir brauchen deshalb auch mehr das Theater und die Kunst, um die Wirklichkeit des Bösen darzustellen. Es gibt sie ja bei uns genauso wie auf der südlichen Halbkugel.

Florian Schuller: Aber wenn das Gegenüber sagt, ich bin fest davon überzeugt, dass der Teufel mich ängstigt und kaputt macht?

P. Eckhard Frick SJ: Das ist eben kein Glaubensakt, sondern eine Angst, die so ausgedrückt wird. Da werde ich nicht belehren und sagen: Bitte ein bisschen theologische Erkenntnislehre studieren, sondern emotional zu verstehen suchen, dass jemand nicht in der Lage ist, zu vertrauen, sondern sich viel stärker führen lässt von Misstrauen und der Dunkelheit.

Florian Schuller: Frage an die beiden Theologen: Braucht es heute noch Exorzisten in der Kirche?

Thomas Ruster: Unbedingt. Wir sollten wieder lernen, den Exorzismus in seinem eigentlichen Sinne zu verstehen. Wobei ich jetzt weniger an den einzelnen Menschen denke, sondern mehr an gewisse Systeme, die wir exorzisieren



Dr. Katharina Wilkens, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interfakultären Studiengang Religionswissenschaft der LMU München

wollen. Wir brauchen Techniken, wie man dämonisch besetzten Handlungssystemen ihre Dämonie austreibt.

P. Eckhard Frick SJ: Ich bleibe erstmal noch bei den Einzelnen, weil ja einzelne Menschen kommen und einen Exorzismus wünschen. 1976 war Klingenberg, Sie erinnern sich: als Annelise Michel zu Tode gekommen ist. Das hat endgültig den deutschen Bischöfen einen riesigen Schrecken eingejagt, so dass sie in diesem Bereich sehr vorsichtig sind. Immer wenn das befreiende Gebet, so sollte man Exorzismus nennen, geübt werden soll, muss man schauen, liegt da gleichzeitig eine Psychopathologie vor, die einer Behandlung bedarf? Selbstverständlich hat auch ein psychisch kranker Mensch das Recht auf Gebet, auf die Hilfe der Kirche. Aber Exorzismus als Alternative, als Gegenmodell zu einer wissenschaftlich begründeten Medizin und Psychotherapie kann großen Schaden anrichten, kann sogar zum Tode führen, wenn unerleuchtete Exorzisten, die aus einer Allmachtphantasie heraus meinen, sie wären die besseren Psychotherapeuten, sich auf einen kranken Menschen stürzen.

Um jetzt nochmal auf die Frage zurück zu kommen: Ich denke, das befreiende Gebet der Kirche ist ein wichtiges Gebet. In meiner persönlichen Erfahrung bekomme ich vielleicht eher die Schattenseiten des Missbrauchs von Exorzismus mit. Ich denke, man muss damit behutsam umgehen. Er gehört in die Hände der Bischöfe, das ist ja auch so geregelt, und die Bischöfe sind im Allgemeinen vernünftige Menschen und suchen sich auch den Rat von Fachleuten in diesem Bereich. Ich denke, das sollte kein Gegensatz sein.

Thomas Ruster: Um Ihnen Recht zu geben, Herr Frick: Meine Frau ist eine sehr gute Eheberaterin und macht viele Exorzismen, auch wenn sie das nicht so nennt. Aber sie hilft den Personen, das Problem, das sie haben, gleichsam zu externalisieren, also auf Gegenstände oder einen dritten Stuhl, der zwischen

den beiden steht, zu objektivieren und dann damit umzugehen, gegebenenfalls auch etwas wegzuschmeißen und zu sagen, das ist jetzt nicht mehr mein Problem. Das funktioniert sehr gut, ist anerkannte Beratungsstrategie, also durchaus beratungswissenschaftlich fundiert.

Katharina Wilkens: Ich wollte nur ergänzen, dass in den verschiedenen Konfessionen, die ich angesprochen habe, Befreiungsgebete und Exorzismen zahlenmäßig mehr werden. Wir reden tatsächlich von Millionen und Millionen Fällen, gerade im globalen Süden, aber auch in den Pfingstkirchen, den Evangelikalen Kirchen in den USA. In Europa haben wir eine gewisse Blindheit. Deshalb ist Reflexion dringend notwendig, weil es im Selbstverständnis der Betroffenen wirkliche personale Dämonen sind, die in das Leben der Menschen eingreifen.

Florian Schuller: Wir hatten vorhin von den inneren Dämonen gesprochen, von dem, was Menschen innerlich umtreibt. Mir fällt da aus der Kunstgeschichte der Symbolismus ein.

Wolfgang Augustyn: Eigentlich ist im Symbolismus nicht der Teufel das Problem, sondern das Böse oder der Ort des Bösen. Es gibt ein bekanntes Selbstbildnis von Munch, auf dem er sich in der Hölle darstellt, umgeben von einem roten und gelben Flammenmeer. Die Vorstellung, dass es Böses gibt, ist in der modernen Kunst stärker ausgeprägt als die Vorstellung der Persönlichkeit des Bösen, weil sich wohl als Folge von Aufklärung und Modernität Distanzierungserfahrungen zur klassischen Religiosität vergangener Jahrhunderte eingestellt haben. Man kann es Entmythisierung nennen, aber man kann auch andere Wörter dafür finden, dass die Vorstellung des personalen Bösen eine bequeme Projektionsfläche bietet, auf die man leicht vieles in einer Art billigen Abkehr von der eigenen Verantwortung abschieben kann. Damit ist es im Symbolismus um die Karriere des Teufels geschehen gewesen. Er bleibt aller-



Der französische Künstler Eugène Delacroix malte im Jahr 1828 diese Illustration zu Goethes Faust. Sie zeigt den fliegenden Mephisto.

Gott und das Böse

Thomas Ruster: „Alles in allem wird Gott am Ende der Tage sein“, sagt 1 Korinther 15, 28. Das ist eine Hoffnungsaussage. Unsere metaphysische theistische Theologie hat sie aber zu einer ontologischen Aussage verkehrt. Nach der ist Gott jetzt schon alles. Aber wir hoffen eben darauf, dass Gott eines Tages alles in allem sein wird und, dass er eben auch den letzten Feind, den Tod, überwunden haben

wird, wie es in der gleichen Stelle im ersten Korintherbrief heißt. Wir müssen wegkommen vom Bild eines allmächtigen Gottes, der alles schon ist, vielmehr ihn auf seinem Weg mit aller uns zur Verfügung stehenden Macht unterstützen, dass er den Kampf gegen das Böse und den Tod und das Todbringende gewinnen kann. Das erfordert ein sehr radikales Umdenken.

dings als kulturelle Figur übrig, vor allem in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, auch wenn er nicht immer so heißt.

Florian Schuller: Aber doch leicht verharmlost oder domestiziert?

Wolfgang Augustyn: Er ist domestiziert, aber bleibt irgendwo unheimlich.

Florian Schuller: Professor Ruster, können Sie mit ganz einfachen Worten für Nichtsoziologen erklären, warum die Systemtheorie von Niklas Luhmann Ihnen hilft, die Themen „Teufel und Mächte des Bösen“ wieder stärker in die Theologie einzuführen?

Thomas Ruster: Das kann man wirklich ganz leicht erklären, man muss gar keine Soziologie dafür betreiben. Dank VW haben wir gerade ein wunderbares Anschauungsbeispiel; denn da haben wir den Ort des Bösen mal wieder zu Gesicht bekommen. Die haben vorsätzlich und wissentlich die Umwelt geschädigt und die Gesundheit von Menschen erheblich beeinträchtigt und danach in einem Prozess voll Lüge und Verbergen und Betrug versucht, das zu verheimlichen. Ein klassischer Fall des Bösen. Interessant ist, dass sich für die heutige Gesellschaft die Wahrnehmung des Bösen und das Moralische entkoppelt haben. Das heißt, die Leute kaufen weiterhin VW-Wagen, obwohl sie wissen, dass VW eine kriminelle Vereinigung ist. Ähnliches hat man festgestellt zum Beispiel bei Facebook: Die hinterziehen Steuern, und trotzdem werden sie genutzt. Die Moral hat ihre bestimmende Kraft deutlich verloren.

Das Systemische daran ist, dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. Ein Betrieb wie VW hat seine eigene Logik, und die ist immer so, dass alles, was Gewinn und Verkauf reduziert, im System nicht kommunizierbar wird. Also der moralisch angemessene Vorschlag, allen Käufern von Dieselfahrzeugen den vollen Kaufpreis zurückzuerstatten und ferner die gesamten Strafgebühren und die Umweltkosten zu tragen, wäre in der Firma nicht anschlussfähig gewesen. Wir können das Böse eben nicht nur auf der Ebene der individuellen Persönlichkeit verorten, sondern auch in sozialen Funktionssystemen. Solche Systeme sind gleichsam wie Lebewesen. Sie nähren sich von unseren Bedürfnissen, zum Beispiel ein Auto zu haben, wandeln sie aber nach ihrer eigenen inneren Logik so um, dass am Ende sie davon profitieren und nicht die, die mit ihren Bedürfnissen dafür bezahlt haben.

Florian Schuller: Was hat das jetzt mit dem Thema Teufel zu tun?

Thomas Ruster: Einmal dass man sagen kann, die Personalität, die dem Teufel zugesprochen wird, ist zunächst einmal auch die Personalität solcher sozialer Systeme. Die Systemtheorie, jetzt

muss ich den Begriff doch mal nennen, behandelt soziale Systeme genauso wie Personalsysteme. Ob Tier oder Mensch oder Familie oder Betrieb oder Verein oder Staat, alle haben die gleiche Logik. Sie zehren von ihrer Umwelt, wandeln sie um, um ihre eigene Selbsterhaltung zu betreiben. Die Rede vom Teufel als Person hat das richtig getroffen. Er ist nicht nur wie eine diffuse Macht oder der Zwang des Faktischen. Es zeigt sich dabei, dass solche bösen Systeme nicht vom Himmel fallen, sondern immer auch mit uns als psychischen Systemen verkoppelt sind. Unsere Bedürfnisse nähren die Systeme, sie kommen nicht nur von außen.

Florian Schuller: Kann man dann Systeme exorzieren?

Thomas Ruster: Ja, aber das ist das Geheimnis des Glaubens. Der Tod Jesu ist das Ergebnis des Zusammenwirkens aller negativen systemischen Mächte seiner Zeit, sowohl des religiösen Systems wie des politischen und des nationaljüdischen. Alle haben zusammengewirkt, um ihn ans Kreuz zu bringen. Und Auferstehung heißt, diese Systeme haben, obwohl sie Jesus zu Tode gebracht haben, doch nicht die letzte Macht. Auch der Tod wird damit kontingent gesetzt. Deshalb sagt man dann im späteren Neuen Testament: Christus ist der Herr aller Mächte und Gewalten. Jesus lässt die Systeme, die negativen Gewalten, sich an ihm austoben und überführt sie damit ihres bösen Seins. Das ist offenbar der Weg der Erlösung.

P. Eckhard Frick SJ: Ich vermag noch nicht zu sehen, wo der Mehrwert liegt gegenüber dem Begriff der strukturellen Sünde, wenn Sie VW dämonisieren. Da besteht doch wieder die Gefahr einer projektiven Abwehr, wenn Sie sagen: Winterkorn und Co. sind die Halunken. Das Wesentliche ist doch, dass wir selber als Einzelne verstrickt sind in das Böse. Genau das meint die theologische Rede von der strukturellen Sünde.

Florian Schuller: Ein atheistisch gewordener, ehemaliger Christ, Kurt Flasch, hat in seinem Buch „Warum ich kein Christ bin“ geschrieben: „Die Hölletheologie endete im Fiasko“ – in der Aufklärung und dann im 19. Jahrhundert, als der Teufel, wie eben Mephisto, eher eine ironisch gestaltete Figur wurde. Kurt Flasch hat nachgelegt, 2015 kam sein Buch auf den Markt: „Der Teufel und seine Engel – die neue Biografie“. Ein Kerngedanke darin lautet: „Christentum mit Teufel macht Angst; Christentum ohne Teufel schmeckt fad“. Er folgert: „Vermutlich muss Gott fahren lassen, wer Satan wirklich los werden will.“ Meine Schlussfrage heute: Stimmt dieser Satz?

Katharina Wilkens: Unglück und böse Erfahrungen im Leben gibt es, und wir müssen damit umgehen lernen. Deswegen sind das Gute und das Böse Teil

des Lebens. Wie Herr Frick gesagt hat, Menschen mit Ängsten muss man begegnen können, wir müssen dafür eine Sprache haben. Also nicht die Entscheidung, Gott ja oder nein, sondern es gibt einfach beide Seiten im Leben.

Thomas Ruster: Der Satz stimmt. Wenn man von Gott spricht, führt man gleichzeitig eine Unterscheidung ein, die andere Seite, eben dann den Satan als Widersacher Gottes. Wenn man die Rede von Gott aufgibt, fällt die Unterscheidung weg, dann hat man den Satan auch gleich wieder los. Aber dann hat man auch keine Möglichkeit mehr, zwischen dem, was gut und was nicht gut für die Welt ist, zu unterscheiden. Dann muss man alles akzeptieren, was passiert. Man hat dann kein Beurteilungskriterium mehr, ob die Geschichte zum Guten oder zum Nicht-Guten wird. Deshalb will ich an Gott festhalten, und zugleich auch am Satan, aber in der Hoffnung, dass Gott den Satan überwinden kann, oder besser gesagt, dass er ihn mit sich versöhnen kann.

Wolfgang Augustyn: Ich nehme mit, dass es eine Empfehlung gibt, mit dem Kollateralschaden irgendwie auch spielerisch umzugehen, eine Idee, die mir sehr gut gefällt. Man muss das Böse zwar ernst nehmen, ich bin aber in meiner Eigenschaft als Kunsthistoriker so sehr mit den Bildern vertraut, dass ich das Bild des Teufels sehr wohl als Bild sehe, für etwas, das dahinter steht, das man sehr ernst nehmen muss, das ich aber auch in einer größeren Realität aufgehoben fühle.

P. Eckhard Frick SJ: Los werden, fahren lassen – auch Exorzismen sind Versuche, das, was zu mir gehört, Jung nennt es „den Schatten“, außerhalb von mir zu sehen. Die Reifungsaufgabe, die wir alle haben, besteht darin, das Dämonische in uns selber wahrzunehmen, ohne uns darin zu gefallen, also ohne es auf eine Ebene mit dem Guten zu stellen. Wir müssen klären, was ist an uns selbst Faust, was ist an uns Mephisto. Das sind zwei Seiten, die nicht auseinander gerissen werden können. □



Prof. Dr. Thomas Ruster, Professor für Katholische Theologie und ihre Didaktik mit dem Schwerpunkt Systematische Theologie/Dogmatik an der TU Dortmund

Presse

Katholische Nachrichten-Agentur
27. Februar 2018: „Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte“, triumphiert Mephisto im ‚Faust‘. Da passt, dass dieser Tage die internationale Vereinigung katholischer Exorzisten über Nachwuchsmangel klagte. Es fehlen ausgebildete Priester für solche Aufgaben, hieß es. Reines Wissenschaftliches Verstehen reiche nämlich oft nicht aus. Es brauche Übersetzer. Selbst Goethe habe sich im ‚Faust‘ über einen nur der Aufklärung verhafteten Zeitgenossen lustig gemacht. Denn dieser glaubte, ihn quälende Geistererscheinungen mit dem Ansetzen von Blutegeln bekämpfen zu können.
Barbara Just

Münchener Kirchenzeitung Online
27. Februar 2018: „Nun sag, wie hast du’s mit der Religion?“ Aus der berühmten Frage der Margarete an Faust in Goethes gleichnamigem Drama spricht der Zweifel, ob der Gelehrte an Gott glaubt. Wer die Gottesfrage stellt und damit etwas umfassend Gutes zu denken versucht, muss aber auch an die Kehrseite denken, das schlechthin Böse, das nicht einfach in den „guten Gott“ hineinverlegt werden kann.
Theresa Lipp

Die Tagespost
28. Februar 2018: In dem verkürzt als „Wer in den Abgrund blickt, stürzt selbst hinein“ bekannten Spruch klingt der alte Aberglaube nach, dass, wer sich mit dem Teufel befasse, sich bereits in dessen Hände begibt. Die Utopie, dass moderne Menschen „keinen Teufel mehr benötigen, wenn erst Gott und Kontingenz zusammengedacht werden können“, wie Thomas Ruster es ausdrückte, scheint vor diesem Hintergrund wenig attraktiv.
Marie-Thérèse Knöbl

Eine Wette zu dritt?

Gott – Mensch – Teufel.

Hijob und Faust im Vergleich

Beim großen Münchner Faustfestival 2018 beteiligt sich die Katholische Akademie Bayern insgesamt mit drei Veranstaltungen. Neben der Frage nach dem Teufel, dokumentiert auf den Seiten 27 bis 34, wagte die Akademie im Rahmen der Abendveranstaltung „Eine Wette zu dritt?“ einen Vergleich zwischen Goethe und der Bibel. Bei Goethes Faust spielt ja die Wette – zwischen Gott und dem teuflischen Mephisto – eine zentrale Rolle. Diese Idee Goethes lehnt sich

offensichtlich ans Alte Testament an, wo Hijob das Opfer einer Wette zwischen Gott und dem Teufel war. Literaturexperten betrachteten zuerst, was eine Wette eigentlich ausmacht. Der Theologe verglich die Wetten und stellte zwei wichtige Unterschiede fest: Hijob wird durch schreckliches Leid geprüft, Faust durch Mephisto hingegen mit der Aussicht auf Erfolg und Ruhm verführt. Und: Hijob kommt schließlich zu Gott, während Fausts Ende ungewiss bleibt.

Wie ‚katholisch‘ ist die Wette in Goethes Faust?

Mathias Mayer

I.

Die spärlichen Zeugnisse, die von der umstrittenen Lebensweise des legendenhaften Dr. Faust erhalten sind, reichen zum Teil in die vorreformatorische Zeit zurück. Wenn wir ihn in eine imaginäre Zeitgenossenschaft mit Kaiser Maximilian und Luther, mit Kolumbus und Kopernikus bringen, wird zumindest umrisshaft erkennbar, dass wir uns an einer Weggabelung befinden. Die sehr viel spätere Einschätzung von Heinrich Heine, aus seiner Schrift *Die Romantische Schule* von 1835, mag uns zwar etwas plakativ erscheinen: „daß mit Faust die mittelalterliche Glaubensperiode aufhört und die moderne kritische Wissenschaftsperiode anfängt“.

Aber dass die Faustfigur in ihrem Nimbus als ein Grenzgänger beschrieben werden kann, ist sicherlich vertretbar, denn viele Merkmale des Unentschiedenen, des Doppeldeutigen tragen zur offenbar unaufhörlichen Faszination dieser Gestalt bei. Es sind etwa die Spannungen zwischen angeblicher Gelehrsamkeit und Scharlatanerie, zwischen Melancholie und Risikobereitschaft, zwischen Sündhaftigkeit und Experimentiergeist. Auch die Frage der Konfessionen spielt dann im Faust-Stoff zweifellos eine große Rolle; das verbindet diese Figur mit den anderen großen Mythen der Frühen Neuzeit, mit den spanischen Figuren des Don Quijote und des Don Juan, aber auch mit Hamlet, der bekanntlich aus Wittenberg an den dänischen Hof zurückgereist ist, wenn Shakespeares Stück beginnt. Von Wittenberg und Thüringen ist dann auch die Rede, wenn in der *Historia* von 1587 die Herkunft „deß weitbeschreyten Zauberers“ Dr. Faust beschrieben wird.

Schon die Frage des Geburtsortes konnte dabei Ausdrück erheblicher An-



Prof. Dr. Mathias Mayer, Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Augsburg

feindungen innerhalb der protestantischen Bewegung sein. Der uns unbekannt gebliebene Verfasser dieser *Historia* hat Luthers „Glauben an den Teufel als echten Widersacher Gottes“ mit den spärlichen Angaben einer legendären Faust-Figur verbunden. Indem sich dieser Schwarzkünstler „gegen dem Teuffel auff eine benandte Zeit“ verschreibt, wie es im Titelblatt heißt, setzt er für seine Wissbegierde, die seit Augustinus verurteilte „curiositas“, sein Seelenheil ein. Nach 24 Jahren holt ihn dann auch bekanntlich der Teufel, denn mögliche Auswege aus seiner Verstrickung, wie etwa die Reue, sind ihm ausdrücklich verwehrt. Sein Abfall vom Glauben ist irreparabel.

Zwar hat der Verfasser der *Historia* neben vielen anderen Quellen auch auf protestantische Exempelsammlungen zurückgegriffen. Faust erscheint als Negativbeispiel, als Warnung, „als ein schrecklich Exempel des Teuffelischen Betrugs/Leibs und Seelen Mords“, wie es in der Widmung des Buchdruckers heißt. Aber Faust bleibt auf eine sonst nicht übliche Weise auf Dauer in den Fängen des Teufels; der auch von Luther als Möglichkeit gezeigte Ausweg, sich durch die Berufung auf das Evangelium und die Gnadenlehre dem Zugriff des Bösen zu entziehen, ist in der *Historia* folgenlos. Die protestantische Warnschrift der *Historia* ist somit selbst auf einer Grenze angesiedelt. Es gab protestantische Städte, die das erfolgreiche Buch nicht drucken lassen wollten. Andererseits ist nicht zu verkennen, dass sie überdies eine antikatholische Tendenz verfolgt. Das wird aus den satirischen Schilderungen des 26. Kapitels deutlich: Darin ist von Fausts Aufenthalt in Rom die Rede, und er wird Zeuge des „gottlosen Wesens“ im üppigen Palast des Papstes.

II.

Spuren einer katholischen Tradition lassen sich im Verlauf der Stoffgeschichte nur mühsam rekonstruieren – etwa wenn wenige Jahre nach der *Historia* (in ihrer Bearbeitung durch Georg Rudolf Widmann 1599) nunmehr das katholische Ingolstadt als Studienort an die Stelle von Wittenberg tritt. Dabei würde eine katholische Lesart sehr viel mehr Potential bieten können als bloß eine gegenprotestantische Wendung. Der katholische Heiligenhimmel erlaubt auch in Fällen hoffnungslos scheinender Verwerfung einen möglichen Ausweg, durch die Fürsprache, das Freibitten, die Verzeihung einer Schuld. Eine solche Möglichkeit wird in der sogenannten Theophilus-Legende gezeigt, die zu den beliebteren Stoffen des Mittelalters gehört. Sie berichtet vom Teufelspakt dieses verstoßenen Heiligen, der nur durch die Fürsprache Marias aus seinem Vertrag gelöst wird und einen versöhnten Tod findet.

Dass sich über Goethes Verhältnis zur Religion, zum Christentum und zum Katholizismus nicht in einer Viertelstunde sprechen lässt, wird niemand verwundern. Und dass er dem Katholischen besonders wohl gedonnen gewesen wäre, wird ebenfalls niemand erwarten, denn das Bild ist vielfach geradezu aggressiv. „Ich heidnisch? Nun ich habe doch Gretchen hinrichten und Ottilien verhungern lassen, ist denn das den Leuten nicht christlich genug?“, soll er geantwortet haben. In der Autobiographie ist dann vom Christentum zu seinem „Privategebrauch“ die Rede, gegenüber Eckermann bezeichnet er die Katholiken als eine Meute von Hunden, die nur in der Jagd auf Protestanten einig wären. Andererseits findet sich im Reisetagebuch der Italienischen Reise seine Sympathie für die „katholische Mythologie“ bzw. in der Rezension zu *Des Knaben Wunderhorn* für „die Katholiken mit ihren mythologischen Figuren“.

Die Frage, wie katholisch die Wette in Goethes *Faust* ist, lässt sich indes weniger aus Goethes prekärer Theologie als aus der Entstehungsgeschichte des Dramas beantworten. Wir müssten dazu von vier verschiedenen Stadien ausgehen, nämlich:

1. der Arbeit an einer frühen Fassung, die Goethe schon vor der Weimarer Zeit geschrieben hat, die aber unveröffentlicht blieb;
2. der Veröffentlichung des Faust-Fragments in Goethes erster Gesamtausgabe von 1790. Hier fehlen noch die

Studierzimmer-Szenen, aber auch der Prolog im Himmel.

3. Diese Passagen, wohl vor und um 1800 geschrieben, finden wir erst im 1808 gedruckten *Der Tragödie erster Teil*.
4. Welche Folgen ergeben sich für den Schluss des Zweiten Teils, der erst direkt nach Goethes Tod erschienen ist?

Dass Goethe aber das enorme religiöse Potential des Faust-Stoffes sofort gesehen hat, ist nicht zu verkennen. Die berühmte Gretchenfrage – „Wie hast du’s mit der Religion“ (V. 1107), in der man (Kemper) den Schlüssel zum Verständnis der „frühen Neuzeit“ insgesamt gesehen hat, wird von Faust bekanntlich ausweichend beantwortet mit rhetorischen Fragen („Wer darf ihn nennen?“) und im Zwielficht der Litotes („Misshör mich nicht“). Aber damit musste Goethe auch die Heillosigkeit und Erbarmungslosigkeit der Puppenspielerei vor Augen stehen, wie auch immer verwässert sie den Untergang Fausts in Marlowes Tragödie überliefert haben mag. Natürlich hat Goethe in keiner Weise eine Rekatholisierung des Faust-Stoffes betrieben, aber was im katholischen Milieu offenbar als Ausweg selbst für Teufelsbündner möglich war, hat er auf eine raffinierte Weise genutzt.

III.

Der Versuch, zwei Parameter unter einen Hut zu bringen, wollte allerdings lange Zeit nicht gelingen – zu unterschiedlich waren die beiden Schwerpunkte des Dramas gewichtet: Weder in der frühen Fassung noch im Fragment konnte sich aus dem enormen Gewicht, das der Gretchentragödie zukommt, ein befriedigender Abschluss ergeben. Denn die Gelehrtentragödie, die ihr ja vorausgeht, bestand in nicht viel mehr als der Erdgeistbeschwörung sowie den Auftritten Wagners und dann schon des Schülers. Dann folgt die bereits in der ersten Entstehungsstufe voll ausgearbeitete Gretchentragödie. Goethes Entscheidung, hier aus einer beiläufigen Episode der Stofftradition, nämlich einer Verführungsgeschichte, das zentrale Moment zu machen, fügte sich lange Zeit nicht zum Ganzen:

Der sogenannte Urfaust, jene frühe Fassung, die erst lange nach Goethes Tod an die Öffentlichkeit kam, endet unveröhnt mit der bevorstehenden Hinrichtung Margaretes; dem „Sie ist gerichtet“ des Mephistopheles wird nicht widersprochen. Das muss Goethe auf die Dauer beunruhigt haben, wenn er den Teufelsbündner nicht im schlichten Sinne vom Teufel holen lassen wollte. In dem 1790 gedruckten Faust-Fragment wird zwar die Brutalität der Kerker-Szene herausgeschnitten bzw. unterdrückt, aber die dort den Abschluss bildende Szene „Im Dom“ kann die Schuld Fausts natürlich ebenfalls nicht wirklich mildern.

Die Auseinandersetzung mit der Faust-Figur bleibt für Goethe 1790 nur als Fragment möglich. Und dies ist im Rahmen seiner zunehmend klassizistisch geprägten Ästhetik kaum eine befriedigende Lösung. Die neu hinzugekommene Szene *Wald und Höhle* leistet nur eine vorübergehende Distanzierung Fausts von der Macht des Bösen. Faust erkennt, dass er durch Mephisto vor sich selbst erniedrigt ist (V. 3245) aber die Kraft zur Befreiung hat er nicht.

Im Blick auf die Entstehungsgeschichte könnte man diesen Befund so formulieren: Goethe bleibt in der Arbeit am „Faust“ in einer Zwickmühle. Auf der Ebene der Handlung ist eine Rettung Fausts nicht in Sicht, und solange



Foto: ak-images

Das Ölgemälde von Theodor Holst aus dem Jahr 1834 spielt bewusst mit den beiden Motiven „Wahrheit“ und „Trug“

und verdeutlicht so das Schicksal des Dr. Faust, der nach Goethe zum Spielball von Gott und Teufel wurde.

diese nicht erreichbar ist, bleibt das Stück unvollendbar.

IV.

Hier nun setzt Goethes Befreiungsschlag ein, und ich würde ihn, als Arbeitshypothese und der Kürze der Zeit geschuldet, als quasikatholische Ent-

schuldigungsstrategie bezeichnen. Mit der Erfindung des Rahmens, des *Prologs im Himmel*, gelingt Goethe der alles verändernde Schachzug. Durch diese Gesprächssituation zwischen Gott und dem Teufel wird die Fausthandlung metadramatisch entlastet und zugleich moralisch ironisiert. Das Geschehen um den Dr. Faust wird Teil

der Wette zwischen dem Gott und seinem Widersacher, eine Wette, die angesichts der Hierarchie keineswegs offen bleibt. Der Entschluss des Herrn, den bislang nur verworren dienenden Knecht „bald in die Klarheit [zu] führen“ (V. 309), lässt sich durch keinen noch so raffinierten Aktionismus des Teufels ausbremsen.

Auch wenn es lange Zeit ganz anders aussieht: Wir werden Zeuge, wie Faust nur knapp der Todsünde des Suizids entgeht, wie er Liebe, Hoffnung, Glauben und Geduld verflucht, wie er mit dem Teufel paktiert und seinerseits wettet, wie er Gretchen verführt, verlässt und am Ende der Hinrichtung überlässt.

Der Teufel selbst muss die Begrenztheit seiner Negativität einräumen – „ein Teil von jener Kraft, / Die stets das Böse will und stets das Gute schafft“ (V. 1335f.) –, und am Ende der Gretchentragödie ist nun, aber erst nach den Rahmenbedingungen aus dem *Prolog im Himmel*, ein Ausklang möglich, der auch Fausts Rettung zumindest nicht ausschließt. Die Stimme, die in der Kerkerzene „von oben“ das „Ist gerettet“ dem teuflischen „Sie ist gerichtet“ entgegenruft, verweist auf die höhere Ebene, auf die weder Faust noch Mephisto Zugriff haben.

Trotz der Selbstvorwürfe, die Faust dann zu Beginn des 2. Teils gegen sich erhebt, verstrickt er sich weiterhin in Schuld und Schulden, am Ende gibt er gar den enthemmten Großkapitalisten, der wegen eines Stückchen Landes das alte Paar Philemon und Baucis über die Klinge springen lässt. Und dennoch endet auch der 2. Teil nicht mit einem „Er ist gerichtet“, sondern mit einer „Lösung“, einer Entlastung. Dazu greift Goethe in der Bergschluchten-Szene auf Gretchen als eine der Büsserinnen zurück, die nun, als eine Art Liebesheilige, für Faust Fürbitte einlegt und ihn damit rettet, ungeachtet seines kompletten Scheiterns. Goethe greift dazu auf die „Acta Sanctorum“ zurück, eine aus dem Kreis jesuitischer Bollandisten erstellte Sammlung von Heiligenlegenden. So lässt Goethe schließlich Gnade vor Gerechtigkeit walten – weshalb Faust keineswegs aus eigener Kraft, sondern durch die Vermittlung gerettet werden kann. „Mephistopheles“, so Goethe in einem Brief von 1820 an Karl Ernst Schubarth, „darf seine Wette nur halb gewinnen, und wenn die halbe Schuld auf Faust ruhen bleibt, so tritt das Begnadigungsrecht des alten Herrn sogleich herein, zum heitersten Schluß des Ganzen“.

Goethe hat somit drei raffinierte Strategien eingesetzt, um gleichzeitig Faust aus der Verbannung in die Hölle zu retten und das Stück zum Abschluss zu bringen:

1. Er lässt Faust sterben – aber nicht den gewaltsamen Tod der *Historia*, sondern den, wie Goethe über Ödipus sagt, „Verschwindenstod“ eines Hundertjährigen.
2. Die Gretchen-Handlung übernimmt zentrale Bedeutung: Ihre Liebe führt zu Verzeihen und Entlastung am Ende. Was in der *Historia* nur eine Episode der Sinnlichkeit ist, wird bei Goethe zum Angelpunkt von größter Schuld und schließlich Erlösung – unter Anleihen katholischer Traditionen.
3. Die Wette im *Prolog im Himmel* ist als eine Art Sicherheitsgarantie und Risiko-Minimierungs-Strategie vorschaltet und ermöglicht den guten Ausgang.

V.

Damit muss Goethe, anders als in der Theophilus-Legende, nicht ganz schlicht auf den katholischen Heiligenhimmel zurückgreifen; er verquickt vielmehr dessen Freispruchpotential mit der Liebesreligion und dem opernhafte Finale der Bergschluchten. So kann man natürlich nicht von einer katholischen Lösung der Tragödie sprechen. Aber Goethe nutzt die Elemente der katholischen Tradition für eine poetisch beherrschte Begnadigungsgeschichte, in der am Ende die unerschütterliche Liebe den Ausschlag gibt

und das Böse in seine Schranken verweist. Das Begnadigungsrecht deutet auf das Unabsehbare, auf die Grenzüberschreitung einer auf den Buchstaben fixierten, geistlosen Verdienst- und Schuld moral, wie sie die Faust-Tradition geprägt hat. Wie schon für den protestantischen Sympathisanten der Ketzer, wie für Lessing, ist auch für Goethe die Faustfigur ein Grenzüberschreiter aller Verrechenbarkeit. Das von Goethe immer wieder in Anschlag gebrachte Inkommensurable seiner Dichtung lässt sich moralisch oder konfessionell gerade nicht einfangen oder reklamieren. „Wer der Liebe Gottes Grenzen bestimmen wollte“, lässt Goethe schon 1772 den spinozistischen Pastor sagen, „würde sich noch mehr verrechnen“. Und sechzig Jahre später, 1831, entdeckt er in der Sekte der „Hypsistarien“ mit der größten Sympathie eine Gruppe von Gläubigen, die „zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt“, „erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnis stehen müsse, anzubeten“. Hier sind alle Grenzen der Moral im Sinne eines inkommensurablen Begnadigungsrechtes überwunden.

In der Kategorie des Inkommensurablen kommen die Aspekte des Religiösen und Poetischen, des Mathematischen und des Erotischen zusammen. In der Wette haben sie einen kreativen Angelpunkt gefunden, der nicht zuletzt für die übermoralische und überkonfessionelle Gestaltbarkeit der Ent-Schuldigung des schuldig gewordenen Doktor Faust entscheidend ist. □

Presse

Domradio

18. April 2018 – In der Regel ist bei Wetten eine pragmatische Abwägung gefragt, ob das, was der Mensch vermutet, auch tatsächlich in der Zukunft eintreten wird. Im „Faust“ kommt es noch zu einer zweiten Wette, die der Gelehrte dem Mephisto bietet. Mit „Topp!“ willigt dieser ein und „Schlag auf Schlag“ ist man sich einig, dass Faust zugrunde gehen wolle, wenn er zum Augenblicke sage „Verweile doch! du bist so schön!“

Barbara Just

Katholische Nachrichten Agentur

18. April 2018 – Die Gesellschaft um 1500 war von sozialen und politischen Umbrüchen geprägt. Kurz vor der Reformation stellte sich bereits die Frage nach einem gnädigen Gott. Unwetter und Seuchen sorgten bei den Menschen für eine Endzeitstimmung. Sie suchten Halt in Erbauungsliteratur und Gebet. Rosenkränze und überhaupt Andachtsobjekte wurden immer beliebter. Durch fromme Stiftungen und Grabmäler sollten die Nachgeborenen zum Gebet für die Armen Seelen angehalten werden.

Barbara Just

Die Tagespost

25. April 2018 – Wie katholisch ist also Goethes Faust? Nimmt man die in Goethes Werk verstreuten Bemerkungen über Kirche und Katholizismus in Augenschein, bedenkt man den ihn umgebenden Geist der Aufklärung, aber auch die im Drama verhandelten Themen der geistigen Übersättigung, der seit Augustinus verurteilten curiositas, der Magie und der rasenden Sinnenlust, so mag man vermuten: Natürlich kein bisschen katholisch. Ganz anders dann in Goethes Text von 1808: In Bezug auf Gretchen lässt Goethe Gnade vor Gerechtigkeit walten und auch der Teufel muss darin seine Begrenztheit anerkennen.

Marie-Thérèse Knöbel

Wie kann der Satan dem Menschen Gott austreiben? Ijob und Faust – ein Vergleich

Ludger Schwienhorst-Schönberger

I. Der Prolog im Himmel

Zu den auffälligsten Parallelen zwischen dem Buch Ijob und Goethes Faust gehört zweifelsohne der Prolog im Himmel. Das Buch Ijob erzählt die Geschichte eines Mannes namens Ijob, der von schwerem Leid getroffen wird: Er verliert seinen Besitz, seine Dienerschaft und seine Kinder (1,13-19) und wird schließlich am ganzen Leib mit Aussatz geschlagen (2,7). Den Hintergrund dieser Schicksalsschläge bildet eine Disputation im Himmel zwischen Gott und dem Satan (1,6-12; 2,1-6). Mit dem Gespräch zwischen Gott und dem Satan setzt die Handlung des Ijobbuches ein:

„Nun geschah es eines Tages, da kamen die Gottessöhne, um vor den HERRN hinzutreten; unter ihnen kam auch der Satan. Der HERR sprach zum Satan: Woher kommst du? Der Satan antwortete dem HERRN und sprach: Die Erde habe ich durchstreift, hin und her. Der HERR sprach zum Satan: „Hast du auf meinen Knecht Ijob geachtet? Seinesgleichen gibt es nicht auf der Erde: ein Mann untadelig und rechtschaffen, er fürchtet Gott und meidet das Böse. Der Satan antwortete dem HERRN und sagte: Geschieht es ohne Grund, dass Ijob Gott fürchtet? Bist du es nicht, der ihn, sein Haus und all das Seine ringsum beschützt? Das Tun seiner Hände hast du gesegnet; sein Besitz hat sich weit ausgebreitet im Land. Aber streck nur deine Hand gegen ihn aus und rühr an all das, was sein ist; wahrhaftig, er wird dir ins Angesicht fluchen. Der HERR sprach zum Satan: Gut, all sein Besitz ist in deiner Hand, nur gegen ihn selbst streck deine Hand nicht aus! Darauf ging der Satan weg vom Angesicht des HERRN“ (Ijob 1,6-12).

Nach der *Zueignung* und dem *Vorspiel* folgt in Goethes Faust der *Prolog im Himmel*. Die Anspielung an den Prolog im Ijobbuch ist offenkundig. In beiden Prologen steht das Gespräch zwischen Gott und dem Satan respektive zwischen Gott und Mephisto im Zentrum. Die Person, um die es dabei geht, weiß von diesem Gespräch nichts: Weder Ijob noch Faust wissen, dass über sie im Himmel verhandelt wird. Zwischen Gott und dem Satan kommt es – zumindest wird es gewöhnlich so geäußert – zu einer Wette, der berühmten „Wette im Himmel“. Die Vereinbarung zwischen Gott und dem Satan besteht in beiden Fällen darin, dass der Protagonist auf der Erde, also Ijob bzw. Faust, einem Test unterworfen werden soll. Mit ihm soll ein Experiment veranstaltet werden. Derjenige, der sich anschickt, das Experiment durchzuführen, ist der Satan bzw. Mephisto; derjenige, der die Erlaubnis dazu erteilt, ist Gott; und derjenige, mit dem das Experiment durchgeführt werden soll, ist Ijob bzw. Faust. Von der Personenkonstellation her gesehen liegt also eine klare Parallele zwischen den beiden Prologen vor.

Dass Goethe hier gezielt an das Ijobbuch anspielt, zeigt sich an einigen weiteren Besonderheiten. In beiden Erzählungen wird Gott mit der Bezeichnung „der HERR“ wiedergegeben (im hebräi-



Prof. Dr. Ludger Schwienhorst-Schönberger, Professor für Alttestamentliche Bibelwissenschaft an der Universität Wien

schen Text liegt der Gottesname vor, der in den deutschen Übersetzungen im Anschluss an Septuaginta und Vulgata gewöhnlich mit „der HERR“ übersetzt wird). Ferner bezeichnet der HERR Ijob bzw. Faust als „meinen Knecht“.

Auch inhaltlich besteht zwischen den beiden Wetten eine grundlegende Gemeinsamkeit. Es geht in beiden Fällen um eine Klärung, um eine Vereindeutigung. Geklärt werden soll das Verhältnis des Protagonisten zu Gott. Allerdings sind die Voraussetzungen dieser Klärung auf Seiten der beiden Hauptfiguren unterschiedlich, ja sogar gegensätzlich.

II. Ijob und Faust – zwei unterschiedliche Charaktere

Ijob wird in der Erzählung als gerecht und gottesfürchtig vorgestellt (1,1-5). Doch der Satan vermutet, Ijobs Frömmigkeit sei eigennützig; er diene Gott allein deshalb, weil er persönlich einen Vorteil davon habe: „Geschieht es ohne Grund, dass Ijob Gott fürchtet? Bist du es nicht, der ihn, sein Haus und all das Seine ringsum beschützt?“ Der Satan äußert also den Verdacht, Religion funktioniere nach dem Prinzip des *Do ut des*, dem gegenseitigen geschäftlichen Austausch. Konsequenter durchdacht heißt das, Ijob liebe nicht Gott, sondern nur sich selbst. Um den Vorwurf zu überprüfen, gestattet Gott dem Satan, Ijob schweres Leid zuzufügen. Damit steht die Frage im Raum, ob Ijob Gott auch dann noch dient, wenn er persönlich keinen Vorteil davon hat. Es geht um die Frage, ob er bereit und in der Lage ist, Gott um seiner selbst willen zu lieben.

Bei Faust ist die Lage eine andere. Faust wird bereits im Prolog als eine schwankende, als eine zerrissene Persönlichkeit gezeichnet. Er ist zerrissen zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zur Welt. Im Munde Mephistos klingt das so:

Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust.

Der HERR widerspricht der Analyse Mephistos nicht. Er rechnet allerdings damit, dass es ihm gelingen wird, Faust in die Klarheit zu führen, das heißt: ihn ganz auf seine, die göttliche Seite zu ziehen, ihn zu einem Gläubigen zu machen, der dem HERRN vorbehaltlos dient:

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient:
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren

An dieser Stelle nun hakt Mephisto ein und gibt eine gegenteilige Prognose. Dabei schlägt er die berühmte Wette vor und sagt zum HERRN:

Was wettet ihr? den sollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubnis gebt
Ihn meine Straße sacht zu führen.

Der HERR lässt sich auf die Wette ein. Er gestattet Mephisto, Faust auf seine, also Mephistos Wege zu führen. Zugleich ist er sich sicher, dass Faust der Versuchung standhalten wird:

Nun gut, es sei dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst.

Mephisto hingegen ist sich *seiner* Sache sicher und entgegnet:

Mir ist für meine Wette gar nicht bange.

Vom Ausgangspunkt der Erzählung her gesehen sind Ijob und Faust zwei unterschiedliche Charaktere. Ijob ist mit sich, seiner Welt und mit Gott im Reinen. Der Satan versucht, zwischen Ijob und Gott einen Keil zu schieben. Der Kreislauf eines gegenseitigen Gebens und Nehmens soll unterbrochen werden. Der Satan äußert den Verdacht, dass es mit der Frömmigkeit Ijobs, wenn es ernst wird, nicht weit her ist.

Anders Faust: Er wird von Beginn an als eine innerlich zerrissene Persönlichkeit gezeichnet. In ihm wird ein grundlegender Fehler in der Schöpfung sichtbar. Der Mensch, so hält Mephisto dem HERRN vor, ist eine Fehlkonstruktion:

Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.

Von einem Fehler in der Schöpfung ist im Prolog des Ijobbuches keine Rede. Allerdings wird für Ijob die Schöpfung in dem Moment fraglich, da er von schwerem Leid getroffen wird,

obwohl er kein Unrecht getan hat. Das Leiden des Gerechten stellt die gerechte Weltordnung infrage.

III. Zwei unterschiedliche Wege zur Gott-Losigkeit

So stehen bei aller Gemeinsamkeit zwischen Ijob und Faust doch zwei unterschiedliche Fragen im Hintergrund. Der bedeutendste Unterschied scheint mir nun darin zu liegen, dass der Satan und Mephisto auf zwei einander entgegenstehenden Wegen versuchen, den Protagonisten von Gott wegzuführen: Im Ijobbuch geht der Weg über das Unglück, im Faust über das Glück. Goethe greift das Ijob-Motiv auf, kehrt es jedoch in charakteristischer Weise um: Durch irdische Erfüllung soll Faust von seinem göttlichen Urquell abgebracht werden. Faust soll ganz und gar zum Bürger dieser Welt werden. Er soll die Fülle des Daseins genießen. Sein Streben zum Himmel soll umgebogen werden auf ein nie endendes Streben nach vorn. Darin soll sein Transzendenzbezug zur Erfüllung kommen: „Wer immer strebend sich bemüht / Den können wir erlösen“ (399). Bei Faust geht es darum, dem Protagonisten durch einen erfüllten Weltbezug seine Gottesgedanken auszutreiben.

Durch das Leid ist auch Ijobs Weltbezug zutiefst gestört. Er kann in der Welt nicht mehr die gerechte Ordnung Gottes erkennen: „Die Erde ist in Frevlerhand gegeben, das Gesicht ihrer Richter deckt er zu. Ist er es nicht, wer ist es dann?“ (9,24). In dieser Klage Ijobs kommt ein ungeheurer Vorwurf zum Ausdruck. Die Erde ist nicht in die Hand eines gerechten Richters, sondern in die Hand eines Frevlers gegeben. Das heißt: Gott ist ein Frevler, ein Verbrecher. „Ist er es nicht, wer ist es dann?“ – damit wird die biblische Schöpfungstheologie geradezu auf den Kopf gestellt.

Ijob gerät in eine vollständige Entfremdung, in eine Entfremdung von sich selbst, von seiner sozialen Umwelt (seinen Freunden und Verwandten), von der Schöpfung und von Gott. Und doch zeichnet das Buch einen Weg, der aus dieser Entfremdung herausführt. Dieser Weg – und darin unterscheidet sich Ijob von Faust – führt über Gott, allerdings über einen Gott, der zunächst als ein „Gott gegen Gott“ in das Bewusstsein des Protagonisten tritt. Schauen wir uns eine Schlüsselpassage aus dem Ijobbuch näher an.

IV. Der Zeuge im Himmel (Ijob 16,18-22)

- 18 O Erde, deck mein Blut nicht zu / und ohne Ruhestätte sei mein Klageschrei!
19 Nun aber, seht: Im Himmel ist mein Zeuge, / mein Bürge in den Höhen!
20 Da meine Freunde mich verspotten, / blickt zu Gott hin schlaflos mein Auge.
21 Recht schaffe er dem Mann bei Gott / und einem Menschen bei seinem Freund.
22 Denn nur noch wenige Jahre werden kommen, / dann muss ich den Weg gehen ohne Wiederkehr.

Wenn Blut vergossen wird, schreit es – so die biblische Vorstellung – vom Erdboden empor, auf dass ein Rächer dem Opfer zu seinem Recht verhelfen und die zerstörte Rechtsordnung wiederherstellen möge. Es ist die ureigenste Aufgabe Gottes, für die Opfer einzutreten, die keinen Rechtshelfer haben. „Das Blut deines Bruders schreit zu mir vom Ackerboden“, sagt der HERR zum Brudermörder Kain (Gen 4,10). Mit dem Schrei von Vers 18 möchte Ijob seinen „Fall“ offenhalten und seinen Rechtsanspruch einklagen. Die Zeit drängt, denn

er wird nicht mehr lange leben (Vers 22). Seine Hoffnung setzt er auf einen Zeugen im Himmel (Vers 19). Wer ist dieser Zeuge? Ein Zeuge wird angerufen, wenn zwei Parteien miteinander streiten und keine Einigung in Sicht ist. Der Zeuge steht außerhalb des Streites. Er kann den Sachverhalt bezeugen, der für die Klärung der Auseinandersetzung von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage, in der sich Ijob befindet. Er liegt mit Gott im Streit. Er fühlt sich von Gott angegriffen: „Wie ein Krieger stürmt er gegen mich an“ (16,14). Der Angriff Gottes ist in den Augen Ijobs zutiefst ungerecht, da er sich nichts hat zu Schulden kommen lassen. In der unmittelbar vorangehenden Klage stellt Ijob – entgegen den Unterstellungen seiner Freunde – dies noch einmal unmissverständlich klar: „Kein Unrecht klebt an meinen Händen und mein Gebet ist lauter“ (16,17). In dieser Situation bekennt Ijob: „Nun aber, seht: Im Himmel ist mein Zeuge, mein Bürge in den Höhen“ (Vers 19). Wer ist dieser Zeuge?

Wir befinden uns an einer Schlüsselstelle des Ijobbuches. Es findet ein innerer Klärungsprozess statt. In Ijob bricht die Gewissheit durch, dass es noch einen „anderen Gott“ gibt als den, „der ihn in die Hand der Frevler stößt“ (16,11). Diesen „anderen Gott“ bekennt Ijob als „seinen Zeugen im Himmel“ und „seinen Bürgen in den Höhen“ (Vers 19). Zu diesem Gott hin blickt schlaflos sein Auge (Vers 20). Dieser Gott möge Recht verschaffen „dem Mann“, das heißt: Ijob, und zwar „bei Gott“, das heißt: bei dem Gott, der Ijob zerschmettert (16,12) und bei den Freunden, die Ijob verspotten (Vers 21). Erstmals bekennt sich Ijob – über die Brücke des Zeugen – ausdrücklich zu einem „Gott gegen Gott“.

Was hier abläuft, lässt sich als innere Klärung des Gottesbildes verstehen. Wenn wir in aller Nüchternheit auf die Ijobberzählung schauen, müssen wir feststellen: Die Gottesfeindschaft, die Ijob erfährt, stimmt nicht mit dem überein, was der allwissende Erzähler sagt. Nirgendwo wird auf der Ebene der Erzählung gesagt, dass Gott Ijob geschlagen oder angegriffen habe. Ijob sagt das, aber nicht der Erzähler. Auf der Ebene der Erzählung wird Ijob vom Satan geschlagen, nicht von Gott. Genau genommen handelt es sich also um eine Deutung, die Ijob dem, was ihm widerfährt, gibt. Sie stimmt nicht mit dem überein, was uns der allwissende Erzähler als objektive Wirklichkeit vermittelt. Das mag zynisch klingen, weil wir uns verständlicherweise nur allzu gern mit Ijob identifizieren, uns auf seine Seite stellen, da wir schweres Leid, das uns trifft, ähnlich deuten wie er. Aber hier liegt ein Problem, das im Ijobbuch mutig angegangen wird und dem wir uns zu stellen haben, wenn wir das Buch ernst nehmen und an seiner Lösung teilhaben wollen. In Ijob vollzieht sich ein Prozess der Klärung, bei dem der Unterschied zwischen dem, was er wahrnimmt, und dem, was wirklich ist, immer deutlicher hervortritt. In Ijob bricht die Erkenntnis durch, dass es noch einen „anderen Gott“ gibt als den, von dem er meint, dass er ihn verfolge. Da es aber in der Tradition, aus der heraus Ijob spricht, neben dem einen Gott keinen anderen Gott gibt, ist der „andere Gott“, den Ijob als Zeugen anruft, kein anderer als der eine, wahre Gott, der „ihm Recht verschafft“: „Nemo contra Deum, nisi Deus ipse“ („Niemand gegen Gott außer Gott selbst“) – dieses Wort unbekannter Herkunft, mit dem Goethe im 20. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ das Dämonische zusammenfassend kennzeichnet, könnte auch als Überschrift über Ijob 16,18-22 stehen. Diese zunächst paradox klingenden

Worte deuten darauf hin, dass Ijob von der Vorstellung, Gott würde ihn verfolgen, befreit wird. Die Erfahrung bricht in unserem Abschnitt blitzartig durch, doch es braucht noch viel Zeit und Leid, bis sie in Ijob zu einer tragenden und bleibenden Gestalt gefunden hat.

In Ijobs Leid sind zwei Ebenen zu unterscheiden: zum einen der Verlust seines Besitzes, seiner Kinder und seiner Gesundheit, zum anderen die Vorstellung, Gott habe ihm das alles zugefügt. Beide Leiderfahrungen werden im Ijobbuch durchgearbeitet und einer Lösung zugeführt: die erste in der Rahmenerzählung (1-2; 42,10-17), die zweite im Dialogteil (3-42,6). Die Lösung der zweiten nimmt weitaus mehr Zeit und Energie in Anspruch als die der ersten. Sie scheint im Ijobbuch als das tieferliegende Problem angesehen zu werden. Es handelt sich um die geistige, die spirituelle Dimension des Leids.

Dass es sich bei der „Gottesverfolgung“ Ijobs um eine Vorstellung handelt, besagt nicht, dass sie nicht äußerst schmerzhaft ist. Das durch Fehldeutung hervorgerufene Leid erfordert in gleicher Weise Solidarität und Trost wie jedes andere Leid auch. Es ist real und kann nicht weginterpretiert werden. Aber es kann durchlitten und geheilt werden – das ist der Weg, den das Ijobbuch beschreibt, und die frohe Botschaft, die es enthält.

V. Satan und Mephisto – ein kleiner, aber feiner Unterschied

Ein weiterer Unterschied zwischen Ijob und Faust betrifft die Bewertung Satans bzw. Mephistos. Mephisto ist wie Satan ein Ankläger. Er ist der Geist, der stets verneint. Als solcher bekommt er dann aber doch eine für den Gang des Geschehens wichtige Funktion zugesprochen. Er treibt die Dinge voran und verhindert, dass Menschen geistig erschaffen. Er hält den Prozess des Werdens in Gang. So gesehen ist er bei aller Negativität dann doch ein Teil der Schöpfung. Entsprechend wird er von Gott – bereits im Prolog – gewürdigt:

Von allen Geistern die verneinen
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen

Die relative Wertschätzung findet bei Mephisto einen Widerhall:

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
und hüte mich mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Gott und der Teufel sind also in gewisser Weise zwei Prinzipien, die das „ewige Werden, Wirken und Leben“ in Gang halten, die miteinander kooperieren.

Vom Satan im Ijobbuch lässt sich das in dieser Weise nicht sagen. Er tritt im Rahmen der himmlischen Ratsversammlung aus der Gruppe der „Gottesöhne“ hervor und wird von Gott gezielt angesprochen. In diesem Zusammenhang äußert er den bereits genannten Verdacht, dass der von Gott als „sein Knecht“ geadelte Ijob aus rein eigennützigen Motiven heraus fromm ist. Der Satan wird also im Ijobbuch nicht als ein neben Gott wirkendes, die Entwicklung des Menschen vorantreibendes Prinzip verstanden. Nirgends wird

er von Gott gelobt. Und doch wird auch aufgrund seiner Initiative das Geschehen in Gang gesetzt. Am Ende stellt sich die Frage: Ist Ijob nicht durch das Leid gereift, wenn er vom Glauben zum Schauen geführt wird?

VI. Welche Lösung präsentiert das Ijobbuch?

„Vom Hörensagen nur hatte ich von dir gehört, jetzt aber hat mein Auge dich geschaut“. Dieser Satz aus der zweiten Antwort Ijobs (42,5) ist der Schlüssel zum Verständnis des Buches und des in ihm verhandelten Problems. Wie ist er zu verstehen?

Der Ausdruck „Gott schauen“ dürfte ursprünglich im Kontext altorientalischer Religionen jenen Vorgang bezeichnen, bei dem ein Mensch das (im Tempel aufgestellte oder bei Prozessionen gezeigte) Bild einer Gottheit schaut. Im Hintergrund steht die Vorstellung einer königlichen Audienz. Das Alte Testament hat diese Begrifflichkeit übernommen (Gen 32,31; Ex 24,10; Ps 42,3). Da es aber in Israel aufgrund des Bildverbots (Ex 20,4-6) offiziell keine bildlichen und rundplastischen Darstellungen Gottes gab, konnte der Ausdruck hier nicht mehr das äußerliche Sehen eines Gottesbildes bezeichnen. Das Wort „Gott(es) Antlitz) schauen“ wird zur Metapher für den inneren Vorgang einer Gotteserfahrung. Genau darauf zielt Ijob 42,5 ab. Dass hier kein äußerer Vorgang, auch kein Besuch im Tempel, sondern eine innere Erfahrung zur Sprache kommt, ergibt sich schon allein aus dem Kontrast zur vorangehenden Gottesrede: Gott hatte „gesprochen“, doch Ijob hat „geschaut“. Nirgends wird hier das Aussehen Gottes beschrieben. Ijob hat keine göttliche Gestalt gesehen (vgl. Dtn 4,12). Was hier beschrieben wird, ist die der Mystik sehr wohl vertraute Form einer bildlosen Gotteschau. Thomas von Aquin spricht in seinem Ijob-Kommentar von einer *inspiratio interior*, einer „inneren Eingebung“ (zu 38,1ff.)

Damit ist etwas für die jüdisch-christliche Tradition Wesentliches gesagt. Der „innere Mensch“ (*homo interior*) kommt in den Blick. Die Entdeckung des inneren Menschen gehört zum bleibenden Verdienst der christlichen Philosophie. Sie hat ihre Vorläufer in der antiken, insbesondere der platonischen Tradition und ihre Wurzeln in der Heiligen Schrift. Äußerlich gesehen hat sich für Ijob noch nichts geändert. Er sitzt noch „in Staub und Asche“ (Vers 6). Doch innerlich ist er ein anderer geworden. Den Streit mit Gott erklärt er für beendet (40,4-5). Er verwirft das, was er vor dem Ereignis, welches ihm jetzt widerfahren ist, gesagt hat (Vers 6), wenngleich er *damals* nicht anders sprechen konnte, weshalb er auch von Gott – im Unterschied zu seinen Freunden – nicht getadelt wird (42,7).

VII. Vom Glauben zum Schauen

In den Gottesreden wird Ijob vom Glauben zum Schauen geführt. Wenn wir im Himmel sind, so die einhellige Lehre der Kirche, werden wir nicht mehr an Gott glauben, sondern wir werden ihn schauen, „von Angesicht zu Angesicht“ (vgl. 1 Kor 13,12; 1 Joh 3,2; Offb 22,4) – so zumindest hat Papst Benedikt XII. im Jahre 1336 „kraft Apostolischer Autorität“ entschieden. Damit wird er wohl Recht haben. Denn im Hebräerbrief heißt es: „Glauben ist: Feststehen in dem, was man erhofft, Überzeugt sein von Dingen, die man nicht sieht“ (Hebr 11,1). Wenn wir Gott im Himmel schauen und wenn „glauben“ bedeutet „Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht“ (Hebr 11,1), dann können wir im Himmel nicht mehr an Gott glauben, da

wir ihn schauen. Jetzt, da wir noch auf Erden sind, glauben wir an Gott. Deshalb sagt der Apostel Paulus: „Für *jetzt* bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe“ (1 Kor 13,13). Doch was geschieht, wenn der Glaube in eine Krise gerät, wenn er nicht mehr trägt, wie bei Ijob?

Dann bieten sich drei Möglichkeiten an. Zum einen, den Glauben zu verwerfen. Ijobs Frau schlägt dies vor: „Lästere Gott und stirb!“ (2,9). Eine zweite Möglichkeit bieten Ijobs Freunde an: im überkommenen Glauben („was wir gehört haben“, 5,27) zu verharren und zu versuchen, die missliche Lage mit klugen Worten zu erklären und zu verstehen. Beide Möglichkeiten werden von Ijob verworfen. Zu seiner Frau sagt er: „Wie eine von den Törinnen redest du“ (2,10). Seinen Freunden empfiehlt er: „Dass ihr endlich schweigen wolltet, das würde Weisheit für euch sein!“ (13,5). Ijob wählt eine dritte Möglichkeit: Er geht den Weg, den der Glaube weist: „Ich will zum Allmächtigen reden, mit Gott zu rechten ist mein Wunsch“ (13,3). Auf dem Höhepunkt seiner Not ist er zutiefst davon überzeugt, dass dieser Weg ihn dahin führen wird, Gott zu schauen: „Ihn selber werde ich dann für mich schauen, meine Augen werden ihn sehen, nicht mehr fremd“ (19,27).

Als ein gottesfürchtiger, das heißt: als ein gläubiger Mann wird Ijob zu Beginn der Erzählung vorgestellt (1,1). Zunächst schien es so zu sein, als könne er das schwere Leid, das ihn getroffen hatte, im Glauben bewältigen: „Noch immer hält er fest an seiner Frömmigkeit“ (2,3). Doch als nach einem zweiten satanischen Schlag und nach siebentägigem Schweigen das ganze Ausmaß des Elends zum Vorschein kam und immer tiefer in sein Bewusstsein eindrang, begann sein Glaube zu zerbrechen. Hellsichtig haben das seine Freunde erkannt: „Du brichst sogar die Gottesfurcht, zerstörst das Besinnen vor Gott“, hält ihm Elifas vor (15,4; vgl. 6,14). Mit einem „Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht“ (Hebr 11,1) konnte sich Ijob nicht mehr zufrieden geben. Zu groß war die Not, die ihn getroffen hatte. Mit Gott selbst wollte er in Kontakt kommen und nicht nur mit dem, was über ihn gesagt wird (vgl. 13,1-3). Tatsächlich ist ihm dies gelungen. So ist folgerichtig im Schlussteil der Erzählung (42,7-17) nicht mehr davon die Rede, dass Ijob Gott fürchtet, dass er an Gott glaubt. Er ist den Weg des Glaubens zu Ende gegangen und ein Schauender geworden. In der Erzählung heißt es, dass er noch hundertvierzig Jahre (so) gelebt habe (42,16).

VIII. Identität und Wandlung – Auflösung und Erlösung

Wenn ich recht sehe, liegen in Faust und Ijob zwei unterschiedliche Konzeptionen von Identität und Wandlung vor. Ijob durchläuft einen Prozess der Wandlung. Doch am Ende löst er sich nicht auf. Es kommt in der Begegnung mit Gott zu einer tiefen Kohärenzerfahrung. Seine durch das Leid hervorgerufene Zerrissenheit wird nicht durch Auflösung seiner Persönlichkeit aufgehoben, sondern zusammengeführt und somit versöhnt. Über den Weg der Rebellion wird Ijob, der Rebell, zu Ijob, dem Dulder – was er bereits am Anfang war, jetzt aber in einem bewussten Akt der Annahme. In Faust kommt gleich in der 1. Szene der Tod – und zwar der Suizid – als Erlösung in den Blick. Im letzten Moment wird Faust durch den Chor der Engel: „Christ ist erstanden!“ davon abgehalten. Auch im Ijobbuch kommt einige Male der Tod als Lösung, ja als Erlösung in den Blick; aber nicht in dem Sinne, dass Ijob erwägt, sich selbst zu töten. Er erwartet den erlösenden Tod von Gott. Doch dieser tötet ihn nicht.



Foto: akq-images.

Ijob wird von bösen Geistern heimge-sucht, um seine Abwendung von Gott zu provozieren. Eine echte Zerreißprobe im Leben eines Gläubigen – hier lebhaft dargestellt von Eugène Delacroix.

Ijob empfindet das als Qual: „Erwürgt zu werden, zöge ich vor, den Tod meinem Totengerippe. Ich mag nicht mehr, ich will nicht ewig leben“ (7,15f). Die Lösung, die das Ijobbuch präsentiert, besteht in der Gottesschau. Ijob wird – noch vor seiner äußeren Wiederherstellung – auf eine andere Ebene des Bewusstseins gehoben und erklärt den Streit mit Gott für beendet.

Ijob und Faust stimmen darin überein, dass sie nicht aus eigener Kraft aus ihrer Not herausfinden. Ijob vertraut – bei allem Streit mit Gott – letztlich doch darauf, dass die Erlösung nur von Gott kommen kann. Irgendwelche magischen Praktiken oder gar ein Pakt mit dem Teufel spielen dabei keine Rolle. Der

Satan taucht nach dem Prolog im Ijobbuch nicht mehr auf. Ganz anders im Faust. Mephisto spielt im Drama eine Schlüsselrolle. Faust wird mit Hilfe einer durch Mephisto herbeigeführten Verzauberung auf einen Weg geführt, der ihm Erlösung verspricht, ihn aber letztlich in die Fänge des Teufels führt.

Kommt es am Ende doch zur Gottesschau, wie der Chor seliger Knaben singt, da die Engel Faustens Unsterbliches tragend in die Höhe schweben?

Göttlich belehret
Dürft ihr vertrauen,
den ihr verehret,
Werdet ihr schauen (399).

Woher kommt die Erlösung? Aus der eigenen Anstrengung des Menschen, wie der Schluss von Faust II andeutet? Oder bedarf es doch der entgegenkommenden Liebe, die dem Menschen, der sich bemüht, an die Hand nimmt? Oder beides zusammen, wie der Chor seliger Knaben am Ende anzudeuten scheint?

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen,
Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen!
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Teil genommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen (399). □

Sommernacht der Künste

Faust vor Goethe

Bei der Sommernacht der Künste am 29. Juni 2018 ging es in der Katholischen Akademie Bayern noch einmal um den Faust. In der Veranstaltung „Faust vor Goethe“ stand unter anderem der Urfaust im Zentrum. Natürlich darf da ein Faust-Puppenspiel nicht fehlen – wahr-

scheinlich die ursprünglichste Form des Stoffes in der deutschen Literaturgeschichte. Aufbauend auf Karl Simrock, dem Ulmer Puppenspiel und Goethes Urfaust brachte „Kasperls Spuikastl“ ein Puppentheater für Erwachsene auf die Bühne. Traudl und Peter Schröder entwi-

ckelten zusätzliche Ideen und Sequenzen, die auch aktuelle Geschehen thematisierten. Zusätzlich wurden den rund 200 Gästen eine szenische Präsentation für Streichquartett und Sprechquartett geboten. Unter dem Titel „Vorfaust. Aus dem Vorleben einer Ausnahmegehalt“

spielten das Leopold Mozart Quartett und Studierende des Lehrstuhls für Deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters der Universität Augsburg unter Leitung von Dr. Klaus Vogelgsang, der beim Zustandekommen der gesamten Veranstaltung eine wichtige Rolle spielte. □



Traudl und Peter Schröder von Kasperls Spuikastl mit den Protagonisten ihres Puppenspiels: Faust (re.) und Mephistopheles.



Das Leopold Mozart Quartett spielte Werke von Anton Webern und Tobias PM Schneid.



Professor Hans Maier war einer der Besucher der Sommernacht. Andere Gäste suchten das Gespräch mit ihm.



Der Auftritt der Studierenden aus Augsburg wurde von Dr. Klaus Vogelgsang einstudiert.

Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding

Hanns Zischler

Er zählt mit über 200 Film- und Fernsehrollen zu den national wie international renommiertesten Filmschauspielern: Hanns Zischler. Doch der „ewige Dilettant“, wie er sich selbst einmal nannte, wirkt darüber hinaus als Regisseur, Dramaturg und auch als Literat und erhielt unter anderem den Friedrich-Baur Preis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, den Heinrich Mann-Preis und den Preis

der Literaturhäuser. Im Rahmen der Reihe „Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding“ war Hanns Zischler am 25. Juni 2018 zu Lesung und Gespräch in der Akademie – nicht zuletzt in der Absicht, allen rund 100 Interessierten einen Eindruck vom Denken und Fühlen dieses Grenzgängers zwischen Film und Literatur zu ermöglichen.

Der Grenzgänger

Albert von Schirnding

„Jeder Mensch ist eine kleine Gesellschaft.“ Das Dictum des Novalis wird gern zitiert. Wirklich jeder? Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich: Auf meinen Gast des heutigen Abends trifft dieses Wort in hohem Maße zu. Hanns Zischler hat, wie Sie alle wissen, in und an unzähligen Filmen und Fernsehspielen mitgewirkt – unter Regisseuren wie Wim Wenders, Jean-Luc Godard, Claude Chabrol, Charlotte Link. Er hat in der glorreichen Peter-Stein-Ära an der Berliner Schaubühne als Dramaturg und Regieassistent gearbeitet. Für das Fernsehen hat er Literaturfilme gemacht: über Kafka, Puschkin, Diderot, Rolf Dieter Brinkmann. Er ist ein wunderbarer Vermittler großer Literatur via Hörbuch. Und dieser Mann nennt die Fotografie „das einzige Medium, das ich wirklich beherrsche“. Heute Abend aber soll primär vom Autor Zischler die Rede sein, das heißt – versteht sich – vom Autorenteam Zischler, in dem wir einen Übersetzer aus dem Französischen, einen Anthologisten von Naturgedichten, einen Verfasser von Zeitungsartikeln und Rezensionen, einen Autor von sogenannten Sachbüchern, einen Essayisten und Erzähler namhaft machen können. Da erhebt sich die Frage nach dem einigenden Band, das alle diese Personen zusammenhält. Es ist, glaube ich, das Phänomen des Zusammenfalls, der coincidenza einer enormen geistigen Neugier mit der Fähigkeit, diese Neugier in Kreativität zu verwandeln. Vielleicht ist Neugier nicht ganz das richtige Wort, weil es den aktiven Anteil zu sehr betont. Genauso wichtig scheint mir das rezeptorische Element zu sein: die Beeindruckbarkeit durch geistige und künstlerische Erfahrungen, eine im Grunde jugendliche Eigenschaft, die sich bei begnadeten Menschen auch im Alterwerden nicht verliert. Im Titel eines Zischler-Buchs findet sie die bündige Bezeichnung: „Nase für Neuigkeiten“. Entscheidend ist frei-

lich, dass dieser Nase ein kongenialer Mund entspricht.

Die Themen und Gegenstände von Zischlers Büchern könnten nicht unterschiedlicher sein. Ich greife nur einiges heraus. In dem berühmtesten, in mehrere Sprachen übersetzten, in mehrerer Sprachen der Held. Angesichts einer uferlosen Kafka-Literatur würde man einer solchen Monografie 1999 keine Erfolgchance gegeben haben – aber Zischler wusste tatsächlich einen bisher unbeachteten Aspekt in die unendliche Reflexion der Kafka-Deutung einzuführen. „Kafka geht ins Kino“: Wir erleben bei der Lektüre – inzwischen existiert eine stark erweiterte Ausgabe von 2017 – nicht weniger als die Geburt der modernen Literatur aus dem Geiste des Stummfilms. Eine wesentliche Ergänzung dieser Geburtsgeschichte bietet das Buch über Joyce von 2008: Aus dem Blick des am 30. Oktober 1904 in der Hafenstadt Pola gestrandeten, völlig unbekanntem Iren auf die vermischten Nachrichten der lokalen Zeitung geht nach achtzehn Jahren der „Ulysses“ hervor: Anfangspunkt und Resultat eines überaus spannend erzählten Prozesses. Ein im Berliner Naturkundemuseum seit Jahrzehnten unbeachteter Koffer, den der immer wache Spürsinn des Städtewanderers Zischler, eines Flaneurs von Benjaminschen Graden, entdeckt, enthält und enthüllt Tausende von präparierten Schmetterlingen, und mit ihnen tritt ein grandioses Forscherleben aus dem Dunkel tiefster Vergessenheit ins Licht eines einzigartigen Buches: „Der Schmetterlingskoffer. Die tropischen Expeditionen von Arnold Schultze“ (2010). Schließlich fügte der besagte Flaneur aus unzähligen Beobachtungen, Eindrücken, literarischen Recherchen ein Mosaik aus Traum- und Alptraummomenten der Berliner Architekturgeschichte zusammen: „Berlin ist zu groß für Berlin“, 2013.

Trotz der enormen Bandbreite der



Hanns Zischler bei der Lesung.

Inhalte finden sich für die Handschrift des Verfassers charakteristische Eigenschaften. Man muss diese Bände nur aufschlagen, um ihrer Komposition aus Wort und Bild zu begegnen: den Fotografien, Zeichnungen, Karten, Zeitungsschnitten, die keineswegs den Text nur illustrieren. Die Symbiose führt zu einem Dritten, das mehr ist als die Summe aus beiden Elementen. Dann der Reichtum an Zitaten. So ist zum Beispiel der „Schmetterlingskoffer“ angefüllt nicht nur mit ausgiebigen Auszügen aus dem kolumbianischen Reisetagebuch Arnold Schultzes, einer leider sehr aktuellen, gegen die Waldverwüstung gerichteten Streitschrift des auch als Prosaisten genialen Lepidopterologen, sondern versammelt zugleich eine ganze Anthologie allerschönster Huldigungen dieser subtilen Jäger an ihr Objekt: Sie reichen von 1738 bis zu Exzerpten aus Büchern von Vladimir Nabokov und Frederic Prokosch. Im Kafkabuch kommen Kafka und Max Brod ebenso zu Wort wie Rezensenten von Stummfilmen oder anonyme Verfasser von Kinoprogrammen.

Der verschwenderische Umgang mit Zitaten darf nicht etwa so verstanden werden, als ob der Verfasser damit seinen eigenen Text zum Buch aufblasen wollte. Es drückt sich darin vielmehr eine ihm eigentümliche Auffassung von Autorschaft aus: Der Autor tritt hinter die Protagonisten des dargestellten Geschehens zurück, aus Objekten werden Subjekte, der Dirigent bleibt zugunsten der erklingenden Musik nicht unsichtbar, aber im Hintergrund. Dieser Verzicht auf die auktoriale Alleinherrschaft zeigt sich auch darin, dass im Fall des „Schmetterlingskoffers“ und des Joyce-

Buchs Hanns Zischler gemeinsam mit einem zweiten Verfassernamen firmiert: mit der wunderbaren Malerin der Schmetterlinge Hanna Zeckau und der schwedischen Literaturwissenschaftlerin Sara Danius. Im Gestus des Sich-Zurücknehmens sehe ich ein Spezifikum des Künstlers Hanns Zischler: auch des sich nicht in den Vordergrund drängenden Schauspielers und eines Sprechers, der den Text nicht zum Medium seiner Darstellungskunst macht,

Der verschwenderische Umgang mit Zitaten darf nicht etwa so verstanden werden, als ob der Verfasser damit seinen eigenen Text zum Buch aufblasen wollte.

sondern die eigene Stimme zum Medium des Sprachkunstwerks. Distanz aus Respekt ist sein Prinzip, heißt es in Uwe Pörksens Laudatio auf den Heinrich Mann-Preisträger der Berliner Akademie der Künste von 2009. Und in der von Dieter Dom und Hans-Joachim Ruckhäberle Unterzeichneten Begründung des Wahlvorschlags für Zischlers Aufnahme in die Bayerische Akademie der Schönen Künste liest man: „... er spricht so, daß man immer hinsieht, immer dabei ist und immer einen Menschen vor sich hat, aber auch immer Hanns Zischler, wie er diesen Menschen spricht.“ Unaufdringlichkeit, meisterhaft sparsamer Einsatz der



Albert von Schirnding stellte Hanns Zischler vor und beide unterhielten sich angeregt und inhaltreich.



Musik umrahmte den Literaturabend: Martin Rasch spielte am Flügel Werke von Johann Sebastian Bach, Franz Liszt und Paul Hindemith.

sprachlichen Mittel, eine präzise ins Zentrum des jeweils gegebenen Welt-ausschnitts treffende Andeutungskunst: das sind sehr rar gewordene Züge, Vorzüge auch des Erzählers Hanns Zischler: der Gespräche zwischen dem Bibliotheksbesitzer Russla und Lady Earl Grey, einer aus altem Geschlecht stammenden, sehr vornehmen Maus (2012), der sommerlichen Großstadt-Begegnungen mit einem Singvogel wie der Grasmücke (2013) und der nicht hoch genug zu preisenden, Ende der fünfziger Jahre in Oberbayern spielenden Kindheitsgeschichte „Das Mädchen mit den

Orangenpapieren“ von 2014. Das Mädchen, das die seidigen, buntbedruckten Umhüllungen der aus dem Süden importierten Früchte sammelt, steht oder besser gesagt: schwebt im Mittelpunkt. (Einer Ballonfahrt über dem Chiemsee ist ein Kapitel gewidmet.) Aber Elsa findet in dem Bauerndorf, in das sie aus Dresden verschlagen wurde, einen einheimischen Freund, den Pauli. Das Ende der männlichen Kindheit markiert bekanntlich der Stimmbruch. Bei der Probe eines vielstimmigen Weihnachtsliedes kratzt Paulis Stimme ein wenig, als er den höchsten Ton erklimmt. Der

Musiklehrer bleibt bei Pauli stehen, horcht und bedeutet ihm, die Gruppe zu wechseln. Pauli errötet und gesellt sich zu den tieferen Stimmen. So schnörkellos ist vom Ereignis die Rede, das filmschnitthaft die Grenze des Erzählrahmens bezeichnet.

Kindheit, frühe Jugend, Schulzeit: Ein Zufall hat mich mit dem fünfzehnjährigen Hanns Zischler zusammengebracht. Er war Schüler am neusprachlichen, ich Lehrer am altsprachlichen Gymnasium in Ingolstadt. Er wollte zu den Humanisten wechseln, und so geriet er an mich. Obwohl ich eigentlich

immer auf Jagd nach Griechischschülern war, riet ich ihm von dem mit Nachholpensum verbundenen Schulwechsel ab. Diese Warnung habe, wie mir Zischler Jahrzehnte später bestätigt hat, ihn vor einer zu frühen Stillung seines Wissensdurstes bewahrt und seine geistige Neugier als unersättlich am Leben erhalten. So durfte ich einen winzigen Beitrag zum Zustandekommen der gar nicht so kleinen mit dem Namen Hanns Zischler etikettierten Gesellschaft leisten. □



Mehr als 100 Literaturfreunde waren zum Abend mit Hanns Zischler gekommen.

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 48

Herausgeber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser
Fotos: Akademie
Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 401008,
80710 München,
Telefon 089/38 1020, Telefax 089/38 1021 03,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich.
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig).
Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:
Kto.-Nr. 2355 000, BLZ 750903 00
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Prälat Peter Klasvogt

Zum Bayerischen Priestertag am 5. März 2018 hatte die Katholische Akademie Bayern Prälat Dr. Peter Klasvogt, Direktor des Sozialinstituts „Kommende“ in Dortmund und der Katholischen Akademie Schwerte, eingeladen. In seinen Vorträgen, die der Autor überarbeitet und zu einem

Text zusammengefasst hat, legte Prälat Klasvogt nicht nur eine ungeschönte Analyse der Postmoderne vor, sondern stellte darüber hinaus auch sein Verständnis zeitgemäßer Pastoral zur Diskussion: eine Seelsorge des Dienens und Bedienens nach gastronomischem Vorbild.

Zur Gestalt des Priesterlichen in bewegter Zeit

Peter Klasvogt

In den meisten Priesterseminaren gibt es eine „Ahnengalerie“: Fotos der Weihenandidaten oder Neupriester am Tag ihrer Priesterweihe: hoffnungsfroh Gesicht, zukunftsgerichtet, bereit für Seelsorge und Verkündigung. Ich habe mich beim Betrachten oft gefragt: Was waren die priesterlichen Ideale dieser jungen Männer, damals 1914, kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs; oder 1939, als bald darauf die Synagogen brannten, die Nationalsozialisten die Judenvernichtung organisierten und ganz Europa in die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs führten? Werden sie geahnt haben, was schon bald nach der Priesterweihe auf sie zukam? Oder 1946, die wenigen Priesterkandidaten, die den Krieg überlebt hatten, voller Idealismus, bereit für den Neuaufbau einer Gesellschaft auf dem Boden christlicher Wertorientierung: Waren sie vorbereitet auf den schleichenden Säkularisierungsprozess, die gesellschaftlichen Umbrüche nach 1968 und die kirchlichen Veränderungen mit dem Aufbruch des Zweiten Vatikanischen Konzils? Und fragen wir die wenigen Kandidaten in den heutigen Pastorkursen, was sie bewegt, heute Priester zu werden, ungeachtet des Glaubwürdigkeitsverlusts der Kirche, der beschämenden Pädophilie-skandale und des vielerorts zu beklagenden Missmanagements?

Die Zukunft kann man nicht vorher-sagen, aber man kann sich auf das, was kommt, innerlich einstellen. Dabei geht es um feste Verwurzelung im Glauben, um Gottvertrauen, aber auch um eine Bereitschaft und die Fähigkeit, sich auf Neues einzulassen und flexibel zu reagieren – „Spiritualität“ im eigentlichen Sinn des Wortes: mit dem Wirken des Geistes Gottes rechnen und „hören, was der Geist der Kirche sagt“ (vgl. Offb 2-3). Gerade unübersichtliche Zeiten verlangen ein Leben „in Christus“,



Prälat Dr. Peter Klasvogt, Direktor der Katholischen Akademie Schwerte sowie Direktor des Sozialinstituts des Erzbistums Paderborn „Kommende“ in Dortmund

„im Geist“, wie Paulus den Christen seiner Zeit einschärft. Mit den Worten des Zweiten Vatikanums: „nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten“ (GS 4). Als Weltpriester zur Zeitgenossenschaft mit unseren Mitbürgern gerufen, haben wir gewissermaßen in der einen Hand die Bibel (gern auch den CIC und den Katechismus), und in der anderen die Zeitung (auch den Wirtschaftsteil und das Feuilleton).

Ich möchte in diesem Zusammenhang an Papst Paul VI. erinnern, auf den nicht zufällig unser jetziger Papst

Franziskus immer wieder Bezug nimmt. Die beiden Leitworte, mit denen Paul VI. das Konzil inspiriert und die Kirche damit reformfähig gemacht hat, waren „Dialog“ und „Dienst“. Das (je nach Lesart) viel gerühmte wie gescholtene Konzil hat hier tatsächlich eine Weichenstellung, wohl auch eine Kurskorrektur der Kirche in ihrem Weltverhältnis vorgenommen, wie es etwa in der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* (z.B. im Blick auf die Autonomie der Weltbereiche) zum Ausdruck kommt. Gerade weil die Kirche als *sacramentum mundi* den Auftrag hat, der ganzen Welt die Wahrheit Gottes zu künden, muss sie diese auch in ihrer Haltung und ihrem Auftreten – auch in ihrer „Selbstorganisation“ – zum Ausdruck bringen: „Die Kirche wird kraft ihrer Sendung, die ganze Welt mit der Botschaft des Evangeliums zu erleuchten und alle Menschen aller Nationen, Rassen und Kulturen in einem Geist zu vereinigen, zum Zeichen jener Brüderlichkeit, die einen aufrichtigen Dialog ermöglicht und gedeihen lässt. Das aber verlangt von uns, dass wir vor allem in der Kirche selbst, bei Anerkennung aller rechtmäßigen Verschiedenheit, gegenseitige Hochachtung, Ehrfurcht und Eintracht pflegen, um ein immer fruchtbareres Gespräch zwischen allen in Gang zu bringen, die das eine Volk Gottes bilden, Geistliche und Laien. Stärker ist, was die Gläubigen eint als was sie trennt. Es gelte im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe“ (GS 92).

Diese Haltung der respektvollen Hochachtung vor jedem Menschen als Grundvoraussetzung für jeden Dialog hat Papst Paul VI. in seiner Antrittszyklika *Ecclesiam Suam* (6. Aug. 1964) zum Programm der Kirche erhoben und dem von ihm wieder einberufenen Konzil in der zweiten Sitzungsperiode das entscheidende Leitwort mitgegeben: „Die Kirche muss zu einem Dialog mit der Welt kommen, in der sie nun einmal lebt. Die Kirche macht sich selbst zum Wort, zur Botschaft, zum Dialog“ (ES 65). Und weiter: „Bevor man die Welt bekehrt, oder vielmehr um sie zu bekehren, muss man sich ihr nahen und mit ihr sprechen“ (ES 68).

Man kann erahnen, wie viel Gegenwind jener große Reformpapst während des Konzils und erst recht danach aushalten musste. In seiner Schlussrede auf dem Konzil (7.12.1965) ging Paul VI. unmittelbar, aber auch unbeirrt darauf ein: „Vielleicht noch nie hat die Kirche so sehr das Verlangen verspürt, die sie umgebende Welt kennenzulernen, sich ihr zu nähern, sie zu verstehen, zu durchdringen, ihr zu dienen, ihr die Botschaft des Evangeliums zu bringen, gleichsam um ihr nachzugehen in ihrer raschen und übermächtigen Wandlung. Und das so sehr, dass einige befürchteten, das Konzil habe sich zum Schaden der Treue, die der Tradition gebührt, allzusehr bestimmen lassen von einem toleranten und übermäßigem Relativismus gegenüber der äußeren Welt, der ständig fortschreitenden Geschichte, der kulturellen Modeströmung.“ Paul VI. hält dagegen, dass sich die Kirche den Menschen von heute gegenüber zu einer Haltung des Dienens durchgerungen habe: „Die Idee des Dienstes hat eine zentrale Stellung eingenommen“, und sei zur Erkenntnis gelangt, dass „um Gott zu kennen, man den Menschen kennen muss.“

Wenn das so ist, dann dürfen wir uns auch heute nicht einfach zurückziehen und angesichts des gesellschaftlichen Bedeutungsverlusts und des fortschreitenden Mitgliederschwunds unsere Wunden lecken und uns selbst bemitleiden. Anstatt defensiv-trotzig die Mauern hochzuziehen („wir gegen den Rest der Welt“), sind wir vielmehr (vom

Geist!) herausgefordert, „wahrzunehmen, was ist“ und „demütig und bescheiden“ jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die uns erfüllt (vgl. 1 Petr 3,15). Das Deutungsmonopol haben wir als Kirchen verloren, aber unsere Weltdeutung und Wertorientierung ist nach wie vor gefragt, vielleicht mehr als je zuvor.

I. Was bewegt die Welt – und fordert uns heraus? Kirchliche Sendung in säkularer Gesellschaft

Als Weltkirche, deren Sendung das Heil der Welt ist, muss uns bewegen, was die Welt bewegt, gerade in Zeiten großer Veränderungen und kultureller Umbrüche. Vor diesem Hintergrund möchte ich an das Wort des Paulus erinnern: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist“ (Röm 12,2). Ich möchte daher den Blick auf die Wandlungsprozesse lenken:

- In der Gesellschaft: In einem Land mit einer großen christlichen Vergangenheit (wir sind das „Land der Reformation“), erinnere ich an die Einschätzung von Clemens Maria Hofbauer: „Die Reformation musste kommen, weil die Deutschen das Bedürfnis hatten, fromm zu sein.“ Wenn man heute auf das Ursprungsland der Reformation schaut, sieht man große weiße Flecken auf der Landkarte. In der Lutherstadt Eisleben gibt es heute noch gerade 6% Christen, und auch in weiten Teilen des einst christlichen Abendlandes müssen wir uns einer säkularen Gegenwart stellen wie in Irland, Benelux, Frankreich ...

- In der Kirche, die ja Teil dieser Gesellschaft ist und auf gesellschaftliche Prozesse nicht nur reagieren, sondern sich im selben Zuge auch selber wandeln muss – und darüber hinaus eine eigene Schul- und Verfehlungs-geschichte aufzuarbeiten hat. Man denke nur an den enormen Glaubwürdigkeitsverlust aufgrund der bedrückenden Fälle sexuellen Missbrauchs oder desaströsen Finanzgebarens.

- Mit Blick auf uns Priester, die wir als amtliche Repräsentanten der Kirche unter besonderem Beobachtungsdruck stehen und für alle Missstände haftbar gemacht werden, die angesichts der enormen „Verwerfungen“ in der Gesellschaft wie der veränderten Sozialgestalt der Kirche selber in einem enormen Wandlungsprozess stehen: worauf sollen / müssen die sich einstellen, die morgen Priester werden wollen – und was für Priester brauchen wir denn morgen in einer Kirche, in der es keine einzelnen Gemeinden mehr gibt, sondern nur noch große pastorale Räume?

Der Gestaltwandel (metamorphose) dieser Welt und Gesellschaft erfordert eine Umkehr (metanoia), genauer: ein Um-Denken (nous). Mit Gefühlsaufwallungen ist es in diesem Fall nicht getan. Vielmehr braucht es – wieder nach Paulus – den Geist der „Besonnenheit“ (sofosyne: darin steckt die Wortwurzel von fronesis: Weisheit, Klugheit, Denken, Vernunft). „Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit“ (2 Tim 1,7). Es geht also darum, gesellschaftliche und pastorale Wirklichkeit nüchtern wahrzunehmen und aus dem Geist Gottes zu deuten (vgl. den pastoralen Dreischritt SEHEN – URTEILEN – HANDELN, der auf die Lehre Kardinal Joseph Cardijns, 1882-1967, zurückgeht). Wandlungsprozesse fordern zu einem Paradigmenwechsel heraus – nicht „oje“, sondern „aha!“ –, einem geistlichen und zugleich intellektuellen Prozess.



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (re.) begrüßte seinen Kollegen aus dem Erzbistum Paderborn, wo Prälat Klasvogt Direktor zweier Häuser ist:

der Katholischen Akademie Schwerte und der Sozialakademie „Kommende“ in Dortmund.

II. Wandlungsprozesse in der Gesellschaft

Wenn wir heute nach den „Zeichen der Zeit“ fragen, möchte ich mich auf drei Stichworte beschränken, die aber für epochale Umwälzungen stehen und die Kirchen und zuvörderst ihr Führungspersonal, also uns Priester, ganz elementar herausfordern: Individualisierung, Globalisierung, Digitalisierung.

Individualisierung: Noch vor zehn Jahren hatte es geheißt, Individualisierung sei das Signum der Postmoderne, verbunden mit einem ungeahnten Zugewinn an individueller Freiheit, die aber auch zu einer Überforderung des einzelnen führen kann. Ulrich Beck spricht in diesem Zusammenhang vom „kollektiven Zwang zum Subjektivismus“.

Die VISA-Werbung von damals bringt das Lebensgefühl einer ganzen Generation m.E. unübertroffen auf den Punkt: „Die Freiheit nehme ich mir“. Im Wirtschaftlichen korrespondieren damit Schröders „Ich-AG's“, wo jeder seines Glückes Schmied ist, aber auch selbst die Verantwortung für das Scheitern trägt. Es gibt eben nicht nur Gewinner, sondern mehr noch Verlierer. Das Aufleben des Neoliberalismus insbesondere in der jüngsten Schuldenkrise mit seinen unangenehmen Begleit-

erscheinungen – Rücksichtslosigkeit, Neid, Gier ... – haben uns die gesellschaftlichen Verwerfungen vor Augen geführt.

Ein afrikanisches Sprichwort sagt: Wenn wir gemeinsam den Fluss durchschwimmen, können uns die Krokodile nicht fressen. Doch wehe, wenn wir allein sind, vereinzelt, vereinsamt. Dann sind wir schlecht vorbereitet auf das, was sich als neues „Zeichen der Zeit“ ankündigt.

Globalisierung: Die sogenannte Flüchtlingskrise hat den unwiderlegbaren Erweis gebracht, dass unsere eurozentrische Sicht an ein Ende gekommen ist. Ich spreche bewusst von „Krise“: nicht einer der Flüchtlinge, sondern der europäischen Gesellschaft. Wir sind zwar schon seit Jahren voller Stolz Exportweltmeister, und als Reiseweltmeister sind wir bis in die entlegensten Winkel dieser Erde vorgedrungen. Aber Globalisierung ist keine Einbahnstraße. Mit den neuen Kommunikationsmitteln und Transportwegen hat eine neue Dynamik eingesetzt, die zwar auch schon vor zehn Jahren da war, aber erst jetzt in vollem Maße zu Bewusstsein kommt: die Welt kommt zu uns. Die Welt rückt zusammen, was vielen im Wohlstandseuropa gar nicht so recht ist. Mit dem Gefühl der Unübersichtlichkeit und der

Unbehaustheit wächst nicht nur die Sehnsucht nach Heimat und Beheimatung, sondern greifen auch Mechanismen der Abgrenzung und Abschottung. Es ist nicht erst der transatlantische Ruf „America First“; auch hier bei uns erleben Nationalismus und Protektionismus fröhliche Urstände. Wenn die Grundeinschätzung und -überzeugung des Christlichen schwindet, dass jeder Mensch ein Geschöpf Gottes ist, dass wir alle Kinder eines Vaters im Himmel sind, Brüder und Schwestern untereinander – dann wird der Andere in seinem Anderssein die Begrenzung meiner Freiheit (Sartre), wird er erst recht in seiner Armut zur (moralischen) Bedrohung für den eigenen unbekümmerten Wohlstand. Insofern darf das Aufkommen fremdenfeindlicher Reaktionen und Verbindungen in ganz Europa nicht weiter verwundern. In dem Maße, indem dem Christlichen der Boden entzogen ist, wird unsere Welt unsolidarischer.

In gewisser Weise hat uns in der Kirche der neue Papst „vom anderen Ende der Erde“ für diese globale Dimension die Augen geöffnet und uns bewusst gemacht, was wir schon immer waren, aber über Jahrhunderte vergessen haben: dass wir Weltkirche sind, keine europäische Kirche, die immerhin Missionare und Geldspenden in die „Dritte Welt“ geschickt hat. Der Papst benennt unverblümt die globalen Herausforderungen und Ungerechtigkeiten und spricht von dem Idealbild einer „armen Kirche für die Armen“. Es sind die großen globalen Themen, die der Papst auf die Agenda seiner Kirche setzt, wenn er dem „Stöhnen der Schwester Erde“ und dem „Stöhnen der Verlassenen der Welt“ (LS 53) eine Stimme gibt: Armut und Entwicklung, soziale Ungleichheit und Einsatz für die SDG's (Sustainable Development Goals) auf globaler Ebene, Klimazerstörung und Schöpfungsverantwortung. Die Katholische Soziallehre wird im globalen Kontext gewissermaßen weitergeschrieben; es geht um das Weltgemeinwohl, was die reiche Kirche in Amerika und Westeuropa in ganz neuer und elementarer Weise zur Übernahme von Verantwortung herausfordert. Dieser Paradigmenwechsel („erneuert euer Denken“) führt innerhalb der europäischen Kirche zu erheblichen Spannungen (Ost-West, Nord-Süd), aber zugleich auch zu einer Erneuerung der Kirche, die sich ihrer Sendung neu und tiefer bewusst wird.

Digitalisierung: Mit der Globalisierung eng verwoben sind die fast unbegrenzten Möglichkeiten der Mobilität und Kommunikation im Zeitalter der Digitalisierung, das sich erst andeutet und nach Meinung von Experten eine ähnliche umstürzende gesellschaftliche Veränderung nach sich ziehen wird, wie es die industrielle Revolution zu Beginn des 19. Jahrhunderts ausgelöst hat, als mit der Kohleförderung und Energiegewinnung die Nacht zum Tage wurde, industrielle Fertigung ermöglichte (Dampfmaschine) und bis dahin ungeahnte Transportwege (Eisenbahn) erschlossen wurden.

Wenn man heute unter dem Stichwort „Arbeit 4.0“ an die Fortschritte der Robotik denkt oder an selbstfahrende Autos etc., steht im Vordergrund die begründete Angst vor dem Wegfall von Arbeitsplätzen, was u.a. einen Verdrängungswettbewerb nach sich ziehen wird und in einer saturierten Gesellschaft (Mittelstand) vor allem Verlustängste auslöst. Doch bislang können wir nur erahnen, wie grundstürzend sich das Leben mit der Weiterentwicklung der künstlichen Intelligenz verändern wird, die vor allem dank der Satellitennutzung mit der schier unbegrenzten Speicherung, Anwendung und Steuerung von Daten (BIG DATA) einhergeht. Da

dürfte nur ein Vorgeplänkel sein, was sich im Schutz der Anonymität im Netz an eruptiven Aggressionen (der „Verlust der Anständigkeit“) oder auch strategischen Manipulationen („asymmetrische Kriegsführung“) zeigt, was z.B. zur Beeinflussung und Untergrabung demokratischer Prozesse (etwa durch Trolle oder Hacker) führt. Das Internet als „Echoraum der eigenen Vorurteile“ (Thierse) dürfte der Manipulierbarkeit und Kontrollierbarkeit des Menschen ungeahnten Vorschub leisten, wenn objektive Fakten und Wahrheiten durch subjektiv plausible, auf den Einzelnen zugeschnittene „alternative Fakten“ ersetzt werden. Man darf sich fragen, in wessen Händen sich die Macht über die personenbezogenen Daten befinden, und mit welchem Ethos diese Macht eingesetzt und / oder ausgespielt wird.

Ein konkretes Beispiel liefert die chinesische Sonderverwaltungszone Xiongan: Mit einem gigantischen Punktesystem wollen Chinas Kommunisten jeden einzelnen Bürger zu sozialistisch-tugendhafter Folgsamkeit zwingen. Die Pläne von Chinas Regierung, mit einem „Sozialkreditpunktesystem“ die rund 1,4 Milliarden Einwohner der Volksrepublik zu einem vorgeschriebenen sozialen Verhalten zu zwingen, sehen laut Berichten von Staatsmedien erstmals auch Strafen für Wohlhabende vor und gehen damit weit über ihr bisher bekanntes Ausmaß hinaus. Dieses Bewertungssystem untersucht „Gesetzestreue, moralisches Wohlverhalten, soziales Engagement, Aktivitäten im öffentlichen Interesse und Umweltschutz“ jedes einzelnen Bürgers. Abweichungen von sozialen und moralischen Normen werden bestraft. Landesweit will Chinas Staatsrat das „Soziale Bonitätssystem“ ab dem Jahr 2020 einführen. Es soll neben sozialem Wohlverhalten auch die Kreditwürdigkeit der Bürger beurteilen.

Die Ankündigung erinnert auf erschreckende Weise an den totalen Überwachungsstaat in George Orwells Roman „1984“, in dem die allgegenwärtige „Gedankenpolizei“ der herrschenden Staatspartei das Leben und Denken der gesamten Bevölkerung in ihrem Sinne infiltriert, kontrolliert und manipuliert.

Mit diesen Entwicklungen im Zuge von Globalisierung und Digitalisierung, die unsere Weltgesellschaft als Ganze betreffen und jeden einzelnen herausfordern, werden auch wir uns als Christen bzw. als Kirche beschäftigen und auseinandersetzen müssen. Das mag ernüchtern, sollte aber keineswegs entmutigen oder niederdrücken. Denn als Christen, für die jeder Mensch „persona“ ist: in sich stehend und beziehungs-fähig, leben wir aus Hoffungs- und Handlungsressourcen, die es uns ermöglichen, konstruktiv mit diesen Entwicklungen umzugehen, anstatt sie zu erleiden. Als Kirche und Christen sind wir doch Experten für menschliche Begegnung und personale Zugewandtheit, setzen wir auf Beziehung statt auf Kontrolle und Machtdurchsetzung – auch wenn wir bisweilen leidvoll lernen mussten, dass auch wir als Kirche Teil jener Wandlungsprozesse waren und sind.

III. Wandlungsprozesse in der Kirche

Die Trias Individualisierung – Globalisierung – Digitalisierung kennzeichnet und bestimmt natürlich auch das Leben der Kirche, die ja Teil der Gesellschaft ist und sich zugleich als Gegenentwurf zu den zeitgeistigen Strömungen präsentieren muss. Vor allem aber: Während jeder Mensch jenen umwälzenden Entwicklungen ausgeliefert ist, haben Christen eine Ressource, die sie zusammenhält und ihnen ein Instrumentarium gibt, um all jenen Herausforderungen konstruktiv zu begegnen und



Rund 60 Pfarrer aus bayerischen Diözesen waren zum Priestertag in die Akademie gekommen.

gleichzeitig für alle Zeitgenossen einen Raum der Sicherheit und Geborgenheit zu bieten.

So führt die zunehmende Individualisierung der heutigen Menschen und Kirchenglieder zu einer Pluralität der Lebensentscheidungen. Das löst gerade auch bei den Führungskräften und zumal bei den Priestern Ängste aus, wie aus einer repräsentativen Studie im Erzbistum Paderborn (2008-09) hervorgeht, an der rd. 95 % der Priester im aktiven Dienst (= rd. 800) teilgenommen und sich explizit geäußert haben. Die Studie kommt zu dem Schluss: „Ad extra macht den Priestern der zunehmende gesellschaftliche Bedeutungsverlust der Kirche zu schaffen. Die Menschen scheinen auch ohne Kirche und Christentum ganz gut durchs Leben zu kommen und bearbeiten ihre zentralen Sinnfragen bei anderen als den kirchlichen Anbietern. Es verunsichert, dass auch in der Säkularität Potenziale der Lebensdeutung abgeschöpft werden können und auch die anderen Weltreligionen kulturelle Attraktivität besitzen. Ad intra wirken die internen Differenzierungen noch bedrohlicher: Man stellt fest, dass sogar viele Ältere und Kerngemeindeglieder eigene Interpretationen des Kircheseins über die gesetzten Standards stellen, dass Gottesdienste und Sakramentenempfang wahlförmig geworden sind, dass moralische und dogmatische Standards dauernd unterboten werden und sich auch in der Gemeinde Glaubens- und Zugehörigkeitsstile verändern.“

Christ werden und Christ sein im Zeitalter der Postmoderne, wo der einzelne sich durchringen muss zu seiner reifen Form des selbstgewählten und selbstverantworteten Christseins, ist zusehends anstrengender als in einem geschlossenen Milieu, wo der Glaube des einzelnen immer auch unter einem Kontroll- und Konformitätsdruck steht, sich aber auch nicht rechtfertigen oder auch nur erklären muss. Und es ist zweifellos auch anspruchsvoller, in der Pastoral dem einzelnen Wahl- und Wachstumsmöglichkeiten zu eröffnen, ihn aber frei zu lassen in seiner Entwicklung und seine freie Entscheidung der Annahme oder Verweigerung zu ak-

zeptieren. Aber ist der Verlust der Deutungshoheit über die öffentliche Meinung und der Verlust der Kontrolle über den Glauben des einzelnen wirklich Verlust – oder nicht vielmehr ein Gewinn? Auch wenn selbst unter treuen Katholiken hierzulande schon lange nicht mehr gilt: Roma locuta, causa finita – die Lebensdeutung der Kirche, ihre Wertorientierung aus dem Glauben ist auch heute gefragt, vielleicht mehr als jemals zuvor.

Als Papst Benedikt zurücktrat, habe ich mir die Frage gestellt: wie wird es sein, wenn der erste Papst aus einem nichteuropäischen Land kommt? Und mir war klar: er wird – unbeschadet der katholischen Glaubenslehre – andere Akzente setzen. Und genauso ist es gekommen: Papst Franziskus öffnet uns eurozentrisch verengten Christen wieder den Blick auf die ganze Kirche und die Menschen in der ganzen Welt. Als Kirche in Europa müssen wir uns an den Gedanken einer symphonischen, „polyzentrischen Kirche“ (Metz) gewöhnen. Dass dies mit Verlustängsten einhergeht und diesem umfassenden Kirchenverständnis in einer globalen Welt offener oder verdeckter Widerstand begegnet, gerade auch im binnenkirchlichen Kontext, ist unübersehbar. Wenn die Welt größer wird, wird der eng umgrenzte Raum kleiner, bedeutungsschwächer. Kirche erlebt auch in dieser Hinsicht einen Wandlungsprozess, der sie mehr sie selbst sein lässt: Weltkirche, die die ganze Menschheitsfamilie im Blick hat; alle Kinder eines Vaters im Himmel, untereinander Schwestern und Brüder. Das fordert uns heraus, auch weltkirchlich zu denken. Dass wir in unterschiedlichen Kulturen leben, unterschiedliche Sprachen sprechen und unterschiedliche Gewohnheiten haben, wusste auch schon der Diognetbrief. Denn unsere DNA als Christen ist doch gerade, dass Einheit in Verschiedenheit möglich ist, Einheit und Freiheit keine Gegensätze sind. Das bedeutet freilich ein Ende des Kirchturmdenkens und der Abschied von einem verbürgerlichten Christentum, wo – etwa in ländlichen katholischen Räumen – die Dörfer einander in herzlicher Abneigung verbunden waren und sich

neuerdings in einem gemeinsamen pastoralen Raum als die eine Kirche Gottes begreifen müssen. Die Aufforderung des Papstes, nicht bei sich und unter sich zu bleiben, sondern „rauszugehen“, impliziert allerdings auch das Wagnis, sich mit anderen Logiken, Denk-, Lebens- und Erfahrungswelten auseinandersetzen zu müssen, sich ihnen auszusetzen, auch intellektuell. Da mögen uns die Fremden, die als Migranten plötzlich in unsere gepflegte Wohlstandszonen eingebrochen sind, in unserem Christ- und Kirchesein herausgefordert und unbeabsichtigt einen Revitalisierungsschub unserer Kirchengemeinden ausgelöst haben. Wovon also haben wir Angst? Wir haben als Kirche und Christen doch gelernt, mit Fremden umzugehen: „Du wirst den Fremden lieben, denn er ist wie du“ (Lev 19,34; Übersetzung von Martin Buber). Wenn Christsein also heißt, plurizentrisch zu denken: vom Anderen her und auf den Anderen zu, in dem ich ein Abbild Gottes erkenne oder zumindest erahne, dann müsste uns eigentlich bewusst sein, dass in einer globalen Welt Christen, erst recht als Glieder einer Weltkirche, die eigentliche Avantgarde sind: als Experten für Begegnung und Beziehung, für Dialog und Dienst – Menschen mit Weltdimension. So erhält der Sendungsbefehl Jesu: „Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen!“ (Mk 16,15) erst recht in einer globalen Welt seine volle universale Geltung.

Wenn im Zeitalter der Digitalisierung das Leben immer mehr von Algorithmen bestimmt wird, von selbstprogrammierten Maschinen und anonymen Mächten, dann wächst doch umgekehrt proportional – so lässt sich vorstellen – die Sehnsucht nach menschlichen Beziehungen, nach „face to face“- Kontakten. Je unbeständiger und unbehauster der Mensch in seiner Lebens- und Arbeitswelt ist, desto mehr wird doch bewusst, wie sehr der Mensch auf Verlässlichkeit und Beständigkeit angewiesen ist, auf unverbrüchliche Liebe, auf Treue und Vertrauen. Die Frage nach letzten Wahrheiten wird kein Computer beantworten können. Vor diesem Hintergrund könnte man meinen: die große

Zeit der Kirche kommt erst noch, denn hier ist der Ort personaler Annahme und bedingungsloser Zusage, dass der Mensch nicht nur eine Nummer ist, sondern ein Gesicht, eine Geschichte und einen Namen hat: Person ist im ganz umfassenden Sinn, liebenswürdig und liebesfähig.

IV. Womit kann ich dienen? Priester sein in einer Kirche, die dient

Der in kirchlichen Kreisen weit verbreitete Kammerton der Klage weist ein ängstliches, defensives, rückwärtsgerichtetes Denken auf. Denn es geht von Idealvorstellungen aus: was einmal war und nicht mehr ist; was eigentlich sein sollte und (noch) nicht ist (oder auch niemals sein wird). Damit hält man sich aber konstitutiv im „Minusbereich“ auf und thematisiert, was an die (vermeintlichen) hundert Prozent fehlt. Doch das ist nicht im Sinne des Evangeliums. Die geistliche Fragestellung (die auch für die Pastoral unerlässlich ist), lautet vielmehr: Was möchte Gott uns in dieser Situation sagen?

Gastropastoral: Daraufhin muss auch die Pastoraltheologie die Wirklichkeit befragen: was sind die pastoralen Gelegenheiten (challenges – options); Zuhörer spricht in diesem Zusammenhang von einer pastoraltheologischen „Kairologie“. Den von Pastoraltheologen immer neu etablierten Unterdisziplinen wie Pastoralpsychologie, Pastoralsoziologie, Pastoralmedizin, Pastoralästhetik, neuerdings auch Pastoralgeographie ... möchte ich nachstehend eine weitere hinzufügen: eine schlichte „Gastropastoral“. Sie verläuft nach demselben Muster, wie es in vielen Restaurants bewährte Praxis ist. Sie beginnt mit einem Dialog zwischen Gastgeber und Gast: „Womit kann ich dienen?“ – „Was können Sie denn empfehlen?“ – „Unsere Hausspezialität steht oben auf der Karte“ – „Ich hätte da noch einen besonderen Wunsch, der aber nicht auf der Karte steht“ – „Ich frage gern mal in der Küche nach ...“

So oder ähnlich wiederholt sich täglich in der Gastronomie das Eröffnungsritual. Mittlerweile hat sich eingebürgert, dass vorweg schon einmal „eine kleine

Aufmerksamkeit aus der Küche“ das Warten verkürzt, und zum krönenden Abschluss wird dem Gast nicht selten noch ein Digestiv „auf Kosten des Hauses“ angeboten.

Was wir von der „gastropastoralen“ Alternative lernen könnten, wäre eine relationale Ekklesiologie, die „kundenorientiert“ nach den (nicht nur religiösen) Bedürfnissen der Menschen fragt und die (das darf jetzt nicht wirklich überraschen) „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art“ (GS 1) teilt. Entscheidend ist dabei der Subtext: Der Kunde ist König, ob Stammgast oder Zufallsgast, ob eine ganze Gesellschaft einfällt oder ein Ehepaar mit einem Kleinkind ...: jeder und jede wird mit Freundlichkeit und Höflichkeit empfangen und bedient. Das ist eine Frage des Ethos. Als letzte Amtshandlung hatte ich als Regens des Priesterseminars noch ein „Freundlichkeitsseminar“ für Diakone und Flugbegleiterinnen der Lufthansa geplant, was dann aber leider nicht mehr zustande gekommen ist.

Ob der Gast im Restaurant (resp. an der Kirchentür ...) sich wohlfühlt, hängt dann

- von der Professionalität des Personals,
- von der Aufmerksamkeit, Zuvorkommenheit und gleichzeitigen Zurückhaltung,
- aber nicht minder auch vom Ambiente, der Atmosphäre des Raums
- und natürlich von der Qualität dessen, was dem Gast aufgetischt wird, ab.

Abgeleitet von der gastronomischen Praxis stellen sich daher einige Fragen an unsere Pastoral:

- Aushängeschild ist die Karte: Wissen wir, was wir anzubieten haben? Wie ist unsere Präsentation?
- Was ist die „Spezialität unseres Hauses“?
- Wie steht es um die (berufsmäßige) Freundlichkeit des pastoralen Personals (Kundenorientierung)? Jeder ist wichtig – ob er Stammkunde ist oder zufällig oder aus Versehen in unsere Veranstaltung kommt. Wir haben keinen Grund, enttäuscht oder beleidigt zu sein, wenn andere wegbleiben.
- Wie gehen wir mit „Sonderwünschen“ (die extra mile) um? („Dafür bin ich nicht zuständig.“)
- Gibt es auch bei uns „kleine Aufmerksamkeiten“? (Etwa einen Gruß vom Pfarrer ...)
- Wie ist unser Ambiente: einladend oder abstoßend; nach welchen Geschmacksvorgaben?
- Wie steht es um unsere Unternehmenskultur / Professionalität des Personals?
- Gibt es so etwas wie ein „super additum“?

Es ist, glaube ich, unschwer zu erraten: mir geht es hier nicht ums Essen, sondern ums Bedienen. Jene Szene aus dem Gastrobereich scheint mir wie ein Paradigma für die Pastoral zu sein, so dass es erstaunlich ist, dass darüber so wenig im Sinne einer „Gastropastoral“ zu lesen ist. Dabei liegt dies doch auf der Hand, zumal Jesus selber sich – bildlich gesprochen – als „Kellner“ versteht: „Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“ (Mk 10,45; par Mt. 20,28).

Jener dezente Hinweis ist umso bedeutungsschwerer, als jene von den Synoptikern geschilderte Szene auf dem Weg nach Jerusalem: der Streit um die bevorzugten Plätze im kommenden Reich rechts und links vom Herrn, die bei Lukas in den Abendmahlsaal verlegt wird (Lk 22, 24-30). In jener letzten Stunde vor seiner Gefangennahme, seinem Leiden und Sterben, in der Jesus

im intimsten Kreis mit seinen Jüngern zusammen ist und ihnen sein tiefstes Vermächtnis anvertrauen will: seine Selbsthingabe in den Zeichen von Brot und Wein, „entstand unter ihnen ein Streit darüber, wer von ihnen wohl der Größte sei“ (V. 24). Was für eine absurde Situation, die deutlich macht, dass auch seine engsten Weggefährten nicht verstehen, worum es Jesus im Letzten und Tiefsten geht. Dann begibt sich Jesus wieder auf eine Stufe mit ihnen und erklärt: „der Größte unter euch soll werden wie der Kleinste und der Führende soll werden wie der Dienende. Welcher von beiden ist größer: wer bei Tisch sitzt oder wer bedient? Natürlich der, der bei Tisch sitzt. Ich aber bin unter euch wie der, der bedient“ (V. 26f).

Zeit – wichtiger als der Raum: Mit dem Bochumer Pastoraltheologen Matthias Sellmann können wir von der Gebotenheit einer „relationalen Ekklesiologie“ sprechen, bei der es nicht darum geht, Räume zu besetzen, sondern Prozesse anzustoßen: „Es ist unübersehbar, dass die verfasste Kirche Platz machen muss. Nicht nur oberflächlich betrachtet verliert sie gegenwärtig personelle, ökonomische, juristische und prestigeförmige Ressourcen. Von der Platzmetapher her betrachtet, wird vieles schlicht leerer: Kirchen, Seminare und andere Ausbildungsstätten, Pfarrhäuser und Dienstwohnungen, Gemeindeheime, Gremien, Jugend- und Sozialverbände.“ Eines der offensichtlichsten Kennzeichen der gegenwärtigen Pastoralplanung ist das Handeln in der Raumdimension, etwa durch die Vergrößerung der Pfarreterritorien, die Umnutzung oder der Abriss von Kirchengebäuden; der Abschied von der Einteilung in „territoriale“ und „kategoriale“ Pastoral, „Platz machen müssen“ und „viel zu viel Platz zu haben“ ist sicher eine empfindliche Kränkung des Christseins und der organisierten Kirche.

Es ist erstaunlich, dass Papst Franziskus gerade in dieser Hinsicht immer wieder zu einem Paradigmenwechsel aufruft: „Die Klage darüber, wie barbarisch die Welt heute sei, will manchmal nur verstecken, dass man in der Kirche den Wunsch nach einer rein bewahrenden Ordnung, nach Verteidigung hat. Nein – Gott begegnet man im Heute.“ Und weiter: „Gott zeigt sich in einer geschichtsgebundenen Offenbarung, in der Zeit. Die Zeit stört Prozesse an, der Raum kristallisiert sie. Gott findet sich in der Zeit, in den laufenden Prozessen. Wir brauchen Räume der Machtausübung nicht zu bevorzugen gegenüber Zeiten der Prozesse, selbst wenn sie lange dauern. Wir müssen eher Prozesse in Gang bringen als Räume besetzen. Gott offenbart sich in der Zeit und ist gegenwärtig in den Prozessen der Geschichte. Das erlaubt, Handlungen zu priorisieren, die neue Dynamiken hervorrufen. Es verlangt auch Geduld und Warten.“

„Best Practice“: Die Campus Akademie: Um es nicht bei der Theorie zu belassen, die immer unter dem Verdacht des „Besserswissers“ steht, soll abschließend ein konkretes Projekt vorgestellt werden, das zumindest annäherungsweise veranschaulichen möchte, wie es aussehen kann, sich bietende pastorale Gelegenheiten wahrzunehmen und sich schrittweise auf pastorale Prozesse einzulassen. Konkret geht es um eine Initiative der Katholischen Akademie Schwerte, deren pastorale Aufbruchsdynamik mit einer schlichten Feststellung begann. Anstatt uns in der Kirche angstvoll zu fragen: „Wie erreichen / wie kriegen wir sie ...?“ (die Jugendlichen, die Ordens- und Priesterberufungen, die Frauen, die Arbeiter, die Intellektuellen ...) oder mit Blick auf die eigenen Aktivitäten in der Gemeinde:

„Wie finde ich Mitarbeiter zur Sicherstellung meiner Pastoral?“ (Pfarrgemeinderäte, Kirchenvorsteher, Gruppenleiter, Tischmütter ...), könnte man ja umgekehrt fragen: wer immer mir als Repräsentant der Kirche begegnet: „Was braucht Ihr?“, „Womit kann ich Euch dienen ...?“

Das war auch die Ausgangsfrage im Blick auf Schüler und Schülerinnen der katholischen Gymnasien im Erzbistum Paderborn, die vor dem Abitur standen, aber unsicher waren, welchen beruflichen Weg bzw. welches Studium sie eingehen sollten. Als Akademie verfügen wir über ein großes Netzwerk in allen Lebens- und Fachbereichen, das wir den Jugendlichen zur Verfügung stellen konnten. Angesichts der unübersehbaren Fülle gesellschaftlich nicht normierter und präjudizierter Lebensentwürfe und Lebensstile in der Postmoderne stehen insbesondere junge Menschen vor der Herausforderung, mit Blick auf die eigene Lebensorientierung je neu auswählen zu dürfen und sich je neu entscheiden zu müssen. Das eröffnet ungeahnte Lebensperspektiven, kostet aber auch Lebensenergien und birgt unge-

ahnte Risiken und Gefahren. So bleibt bei jeder Wahl die Ungewissheit, ob man sich richtig entschieden hat und die eigenen Potenziale optimal ausgeschöpft werden. Je mehr Potenzial an Begabungen und Fähigkeiten ein junger Mensch hat, desto mehr potenzieren sich die Wahlmöglichkeiten, aber auch die Aporien hinsichtlich tragfähiger Lebensentscheidungen.

Mit der Exzellenzinitiative der Campus-Akademie hat die Katholische Akademie Schwerte 2006 in Kooperation mit den katholischen Gymnasien im Erzbistum Paderborn ein Projekt der Begabtenförderung ins Leben gerufen, das einen ganzheitlichen Ansatz der Persönlichkeitsentwicklung in intellektueller, sozialer, religiöser, kultureller und gesellschaftlicher Hinsicht verfolgt und Jugendliche auf Grundlage der christlichen Wertorientierung bei ihrer Berufswahl, ihrer Lebensplanung sowie ihrem gesellschaftlichen Engagement unterstützt.

Nach durchlaufenem Bewerbungsverfahren und Auswahlverfahren erhalten in jedem Jahr rd. 25 begabte Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufe 12 eine



Prof. Dr. Alfred Hierold, Priester, Universitätsprofessor und lange Jahre Präsident der Universität Bamberg, nahm wie viele andere an der Diskussion teil.



Foto: alamy stock/Minerva Studio

Der Referent plädiert für eine „Gastropastoral“. Sie verläuft nach demselben Muster, wie es in vielen guten Restaurants heute bewährte Praxis ist: nach

den Wünschen und Bedürfnissen fragen, eine kleine Aufmerksamkeit reichen.

Einladung zur Sommerakademie in der Katholischen Akademie Schwerte unter dem Leitwort „Abenteuer Menschsein“, wo sie auf Gleichgesinnte mit ähnlichen Fragen und persönlichen Antwortversuchen treffen. Den jungen Menschen wird dazu die Begegnung und das Gespräch mit hochrangigen Verantwortungsträgern ermöglicht. Diese Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens lassen sich auf den kritischen Dialog mit den Jugendlichen ein und berichten von ihren Lebensprojekten und eigenen Lebenserfahrungen.

Neben der Orientierung an erfahrenen Vorbildern gewinnen die Schüler und Schülerinnen auf diese Weise ein authentisches Bild von aktuellen Tendenzen und Herausforderungen im Bereich des verantwortlichen Handelns in Wirtschaft, Kultur, Kirche, Forschung und Politik und können so selbst die eigene Lebensplanung und -orientierung vor dem Hintergrund der Zeichen der Zeit hinterfragen.

Die Campus-Weggemeinschaft: Das Angebot der Campus-Akademie ist bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern auf ein überaus positives Echo gestoßen. Dabei schätzten sie sowohl die Möglichkeiten zur Entwicklung ihrer eigenen Persönlichkeit als auch die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten. Dem Wunsch nach weiterer Begleitung und Förderung der begabten jungen Menschen wird daher auch über die Campus-Sommer-Akademie hinaus, mit einem aufbauenden Konzept spezieller Kursangebote zur Potenzialanalyse („Zwischen den Jahren“), mit Exkursio-

nen zu modernen Wallfahrtsstätten gelebten Glaubens (Fazenda da Esperança, Weltjugendtag) und spirituell-lebensorientierten Studienfahrten (Kar- und Ostertage im Heiligen Land) entsprechend nachgekommen.

So entstand auf Initiative der Jugendlichen selbst aus den Anfängen einer Schüler-Akademie eine ausbildungs- und studienbegleitende „Weggemeinschaft“, die über ein Internetportal vernetzt ist und viermal im Jahr ein offenes Treffen in der Katholischen Akademie Schwerte anbietet. Mittlerweile haben sich an derzeit fünf Studienstandorten Campus-Regionalgruppen gebildet, die sich mehrmals im Semester zu Austausch und gemeinsamen Aktionen treffen und sich mit anderen studentischen Initiativen zusammenschließen. Die Initiative der Campus-Weggemeinschaft zielt auf den Aufbau einer studien- und ausbildungsbegleitenden Förderung und Vernetzung künftiger Verantwortungsträger ab, die in ihrer christlichen Identität unterstützt werden sollen und denen die Möglichkeit gegeben wird, in Bindung an einen Ort die Kompetenzen der Katholischen Akademie Schwerte in Anspruch zu nehmen und ihrerseits ihre je spezifischen Beiträge dort einzubringen.

Seit 2007 haben rd. 240 Schülerinnen und Schüler an der Campus-Akademie teilgenommen, die auch während ihres Zivildienstes, Auslandseinsatzes oder Hochschulstudiums untereinander und über die Katholische Akademie Schwerte in Kontakt sind. 2011 wurde der gemeinnützige Verein „Campus-Weggemeinschaft e.V.“ als Forum des persönlichen, fachlichen und berufli-

chen Austausches im Geist gegenseitiger Unterstützung und Anteilnahme gegründet. „Ziel des Vereins ist es, junge, engagierte Menschen in ihrer sozialen und beruflichen Entwicklung zu fördern, sie über die Grenzen einzelner Jahrgänge bzw. akademischer und beruflicher Schwerpunkte hinweg zu vernetzen und ihnen eine Plattform für persönliche Begegnung, geistige Auseinandersetzung und Entwicklung gemeinsamer Initiativen zu bieten“ (Präambel Vereinssatzung). Studenten der Campus-Weggemeinschaft organisieren sich in derzeit acht Fachschaften, um in wissenschaftlicher und beruflicher Hinsicht voneinander zu lernen und sich gegenseitig zu unterstützen.

Mit dem Vorstand und den Koordinatoren der Fachschafts- und Hochschulgruppen nehmen Alumni der Campus-Akademie mittlerweile eigenständig die Verantwortung für die Campus-Weggemeinschaft wahr, darin konstruktiv unterstützt und beraten durch die Katholische Akademie Schwerte. Ihnen ist es ein Anliegen, den Verein im Geist der selbstgegebenen Satzung mit Leben zu füllen: „Die Mitglieder des Vereins, die in dem christlichen Menschenbild den Maßstab für ihre Wertorientierung und Lebensgestaltung suchen, sind einander im Geist einer affektiven und effektiven Weggemeinschaft verbunden und unterstützen sich gegenseitig in ihrem gesellschaftlichen und sozialen Engagement. Aufgrund ihrer Gemeinwohlorientierung sind sie bereit, entsprechend ihrer Profession und Kompetenz nach Möglichkeit gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen“ (Präambel Vereinssatzung).

Campus 2.0: Die Erfahrungen der Campus-Akademie sind vielen Teilnehmern noch Wochen und Monate nach der Veranstaltung im Kopf geblieben. Vor allem die junge Gemeinschaft, in der man alles offen ansprechen kann und in der sich immer jemand findet, der einem zur Seite steht, hat die Abiturienten regelrecht berührt. Daraus ist die Idee entstanden, eine ähnliche Akademie-Woche jährlich stattfinden zu lassen, und zwar für alle ehemaligen Teilnehmer der Campus-Akademie.

Campus 2.0 bietet Raum zum interdisziplinären, jahrgangsübergreifenden Austausch. Neben Vorträgen externer Referenten gibt es auch Workshops, die von Mitgliedern der Campus-Weggemeinschaft selber gestaltet werden. Dabei stellen Studenten und Berufseinsteiger Themen vor, mit denen sie sich im Studium oder im Ehrenamt beschäftigt haben. Anschließend besteht für die fachigen und fachfremden Zuhörer die Möglichkeit, selbst Anregungen einzubringen. Weitere Bestandteile im Campus 2.0-Programm sind Glaubensimpulse und Diskussionsabende. In der Regel findet Campus 2.0 jedes Jahr zum Ende der eigentlichen Campus-Akademie statt. Dadurch können sich die neuen Mitglieder gleich in das Vereinsleben der Campus-Weggemeinschaft integrieren.

Soziale Projekte: Seit September 2014 setzen sich Mitglieder der Campus-Weggemeinschaft u.a. für benachteiligte Jugendliche ein. In der Überzeugung, dass eine Förderung des Gemeinwohls nur durch Dialog und persönlichen Einsatz zu erreichen ist, bringen die Stu-



In Arbeitskreisen wurden die Themen noch vertieft.

zenten Themen wie soziale Teilhabe, ökologische und soziale Nachhaltigkeit, Rassismus und Drogensucht ins Gespräch mit den Jugendlichen, untersuchen die Mechanismen von Wirtschaft und Arbeitswelt und stellen immer wieder die Frage, wie man als mündiger Bürger und Mensch sein Leben verantwortungsvoll in der Gesellschaft leben kann. Das Ergebnis ist eindeutig: Nach einer Zeit des gegenseitigen Kennenlernens ist eine Vertrauensbasis gewachsen, auf der ein richtiger Gesprächsprozess über die ernststen Themen des Lebens stattfindet. Ohne den Leistungsdruck von Schulunterricht lernen die Jugendlichen so, wie sie ihr eigenes Leben in die Hand nehmen und dafür Verantwortung übernehmen können. Neben den wöchentlichen Einheiten werden auch mehrtägige Blockveranstaltungen durchgeführt, bei denen zu einzelnen Aspekten besonders intensiv gearbeitet wird. Besonders hervorzuheben ist auch das Wochenende zur Drogen- und Sucht-

prävention, das in Kooperation mit der Fazenda da Esperança durchgeführt wird. So soll einer besonderen Anfälligkeit für Süchte und Abhängigkeiten, die aus der Lebenssituation der Schüler resultiert, Vorschub geleistet werden. Zwar ist der Erfolg eines Projektes nur schwer zu bemessen, es ist aber deutlich spürbar, dass die Jugendlichen ein immer besseres Gefühl dafür bekommen, was es bedeutet, Protagonist im eigenen Leben zu sein. Deshalb ist auch die Campus-Weggemeinschaft entschlossen und freut sich darauf, diesen Weg mit Jugendlichen, die oft am Rand unseres Bewusstseins stehen, weiter zu gehen und so am Aufbau einer vereinten Gesellschaft mitzuwirken.

CAMPUSprofessional: Woher und Wohin? Diese Fragen standen am Beginn der Campus-Akademie, kurz vor dem Abitur. Aber die Fragen wiederholen sich an den unterschiedlichen Weggabelungen des Lebens. Da ist es eine

Hilfe, auch weiterhin miteinander im Gespräch zu sein und sich darüber auszutauschen, was in der neuen Lebensphase wichtig ist, was die je eigenen Ideale und Wünsche sind, die guten und weniger guten Erfahrungen ... Wenn Studium und Ausbildung mehr oder weniger abgeschlossen sind und die Berufseinstiegsphase hohen Einsatz erfordert, geht es mit der Frage der weiteren Lebensplanung auch um finanzielle Unabhängigkeit und Partnerschaft. Mit der Initiative CAMPUSprofessional an unterschiedlichen Standorten wie Berlin oder München machen die Alumni nach guter CAMPUS-Tradition miteinander ihre Fragen der Lebensgestaltung zum Thema, verbunden mit spirituellen Impulsen und Aspekten ethischer Führung, um voneinander zu lernen und sich weiter zu vernetzen.

Die Initiative der Campus-Akademie bzw. – Weggemeinschaft ist ein offener Prozess. „Wir haben einfach angefangen“ – und es hat sich eine Dynamik

entfaltet, die alle Ideen, Vorstellungen und Pläne des Anfangs bei weitem übertroffen hat. Dabei kommt mir ein Wort in den Sinn, das der heiligen Katharina von Siena zugeschrieben wird: „Wenn wir die sind, die wir sein sollen, werden wir ganz Italien in Brand stecken“. Wahrlich bewegte Zeiten, die dazu herausfordern, mit den Worten der Psalmen darauf zu bauen: „Sende aus deinem Geist, und das Antlitz der Erde wird neu“ (vgl. Ps. 104). □



Unsere Online-Medien

Neben unserer Zeitschrift „zur Debatte“ bespielt die Katholische Akademie Bayern auch eine Reihe von Online-Medien, mit denen wir unsere Themen in den gesellschaftlichen Diskurs einbringen. Zuerst natürlich die Homepage, auf der Sie unter www.kath-akademie-bayern.de neben allen Anmeldefunktionen für unsere Veranstaltungen regelmäßig aktuelle Mitteilungen und den Presspiegel finden.

Viele Kurznachrichten und Bilder, die Sie gerne kommentieren und teilen dürfen, präsentieren wir mit unserem Facebook-Auftritt: www.facebook.com/katholische.akademie.bayern

Intensiv aktualisiert die Akademie ihre eigenen Kanäle auf YOUTUBE. Sie können **Katholische Akademie in Bayern AUDIO-Kanal** (vollständige Vorträge zum Nachhören) und **Katholische Akademie in Bayern** (kurze Videoclips zu ausgewählten Veranstaltungen) kostenlos abonnieren. Dann erfahren Sie zeitnah, wenn wieder etwas Neues eingestellt wurde.

Auf der Plattform www.literatur-radio-bayern.de schließlich stellen wir Ihnen Audiodateien mit Vorträgen aus Akademieveranstaltungen zur Verfügung, die einen literarischen Bezug haben.



Die Ideen des Referenten regten zu Erwidern und Diskussionen an.